

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE

14. Jahrgang

17. März 1939

Nummer 6



Düsseldorf

Der „Grüne Junge“
im Hofgartenweiher



Der deutsche Arbeiter

Hochöfner (Henrichshütte Hattingen)

Aufnahme: H. Liebetrau

Inhalt:

Düsseldorf

„Kleine Liebe zu einer großen Stadt“

Ein Jubilar erzählt:

Die Henrichshütte von 1904 bis zur Gegenwart

Ein Werkskamerad erlebt seinen Urlaub im winterlichen Schwarzwald

„Kosmos für die Jugend“

Otto Spamer's Illustrierte Jugend- und Hausbibliothek. — Das Erinnerungsgeschenk der Henrichshütte im Jahre 1888 für einen Walzerlehrling

Rationalisierung?

Betriebsappell und Jubilarehrung bei den Gelsenkirchener Gussstahlwerken

Lehrzeitverkürzung und Urlaub

Ein Wort an die Eltern

Sport in unseren Werken

NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“

Hilfskreuzer „Wolf“ 15 Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkskamerad erzählt seine Kriegserlebnisse

Für den Feierabend

Die Werksbücherei

Der Garten

Kleine Mitteilungen

Düsseldorf

„Kleine Liebe

zu einer

großen Stadt“



Lambertuskirche und Rheinbrücke vom Schloßturm gesehen

Aufn.: Walper



Bei einer Beschreibung Düsseldorfs, der Stadt, die im vergangenen Jahre ihr 650jähriges Stadtjubiläum begehen konnte, fällt es schwer, im sachlichen Tonfall eines Fremdenführers oder eines Reisebuches zu bleiben. Aber das brauchen wir auch nicht, wer wirklich über die geschichtlichen und kulturellen Denk- und Merkwürdigkeiten dieser Stadt umfassend unterrichtet werden will, wird schon zum „Baedeker“ oder „Grieben“ greifen, denen es aber auch sichtlich Mühe kostet, sachlich zu bleiben.

Wenn ein Düsseldorfer in der Fremde seinen Herkunftsort nennt, so wissen die meisten von unvergeßlichen Stunden und Tagen zu erzählen, die sie dort — vielleicht während der großen Ausstellungen Düsseldorfs, der „Gesolei 1926“ und der „Reichsausstellung Schaffendes Volk 1937“ — erlebt haben. Vorweggenommen: ich sagte oben „Herkunftsort“, denn richtige, alte Düsseldorfer mit einem „Heimort“ in des Wortes ursprünglicher Bedeutung sind genau so selten wie entsprechende richtige alte Berliner. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts nämlich zählte Düsseldorf 12 000 Einwohner, 1870 erst 68 000, um dann mit über 500 000 Einwohnern in die Reihe der Weltstädte aufzurücken.

Wer sich einige Zeit in Düsseldorf aufgehalten hat, wird die Bewohner um ihre schöne Stadt beneiden. Wir „Ruhrstahler“ beneiden da in erster Linie die Arbeitskameraden unseres Stahlwerkes Krieger in Düsseldorf-Oberkassel.

Man hat schon oft die beiden „Rivalen“ Düsseldorf und Köln miteinander verglichen, die nur knapp 40 Kilometer auseinanderliegen und doch, sei es auf kulturellem, auf wirtschaftlichem Gebiete, sei es dem Charakter der Einwohner nach, beide so ein ausgesprochenes Eigenleben führen. Eben darum kann eigentlich von einer „Rivalität“ keine Rede sein. Aber sie soll nun mal bestehen, doch ist es eine „Fehde“, die beide Städte vorwärtstreibt und fördert. Vor dem Kriege schon machte sich der französische Schriftsteller Jules Huret, der 1906 Rheinland und West-

falen bereiste, über den „Konkurrenzneid“ der beiden Rheinstädte mit der Frage lustig: „Sie wissen nicht, daß die Düsseldorferinnen viel schicker sind als die Kölnerinnen?“ Wie dem auch sei: Köln ist eine interessante und Düsseldorf eine schöne Stadt! Interessant bedeutet: man findet immer neue Merkwürdigkeiten, die einen fesseln. Schön bedeutet: man ist entzückt, man gewöhnt sich so leicht an das Schöne, eine Trennung scheint fast untragbar, muß sie aber sein, dann vergißt man die schöne Stadt nicht, sie wird immer das Maß sein, mit dem man vergleicht.

Düsseldorf! Die Liebe zu dir ist anfangs allerdings nicht immer besonders groß. Du empfängst den „Heimatsuchenden“ zuerst immer wie eine „große Dame“, die die Distanz zu wahren weiß. Aber man gewöhnt sich, etwas murrend zwar, an diese großzügige Kühle, um dann später, wenn einen das Schicksal wieder in eine andere Stadt verschlagen hat, mit zärtlichen Gedanken an dir zu hängen. Jetzt preißt man deine Kühle als Ruhe, deine Eleganz als Notwendigkeit, deine Zurückhaltung als Sorge, deine Großzügigkeit als Aufgeschlossenheit, man preißt dich „Klein-Paris“, wie deine Freunde erinnerungsschwer und zärtlich-übertrieben zu sagen pflegen.

Eine Stadt mit diesen Eigenschaften muß noch eine junge Stadt sein. Rein römischer Feldherr erbaute hier an der Einmündung der Düffel — man wagt dieses Gewässer weder Fluß noch Bach zu nennen — ein festes Lager für seine Legionen, wie in Köln (Colonia), Neuß (Novesium) oder Xanten (castra vetera), nein, ein winkeliges Fischerdorf, wie so viele am Rhein, war die Keimzelle einer zuerst bescheidenen Stadt, die mit Stiftsplatz, Lambertuskirche, Schloßturm und einigen Gäßchen noch heute zu erkennen ist. Für die bergischen Grafen war es der feste Platz, mit dessen Hilfe sie sich nach der siegreichen Schlacht bei Worringen (1288) am Rhein festsetzten, mitten zwischen die kurfürstlichen Festungsglieder Zons und Burg Vinn. Dann wurden die Grafen Herzöge, die aus Düsseldorf eine Zollstätte machten. Das Herzogtum wurde größer, Jülich kam hinzu, dann Ravensberg, schließlich Kleve und Mark. Die Stadt als Residenz wurde weiträumiger, das Rathaus (1570—1573), ein Bau, wie er nur am Niederrhein stehen kann, wurde errichtet. Zur gleichen Zeit war die Stadt Sitz der berühmten Gelehrtenschule des Magisters Johann Monheim und

damit ein Mittelpunkt der Renaissance-Kultur. Um 1560 besuchten diese Schule fast zweitausend Studenten, und sie überragte an Bedeutung die benachbarten Universitäten. Doch nur ganz kurze Zeit, auf Veranlassung Napoleons, wurde Düsseldorf Sitz einer Universität, heute beherbergt die Stadt außer der altberühmten Kunstakademie eine Medizinische Akademie in ihren Mauern. Die Kunstakademie wurde durch Karl Theodor, der aus einer Seitenlinie des Pfälzischen Hauses stammt, das nach der Teilung des niederrheinischen Reiches zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg nach Düsseldorf kam, begründet. Ihm voraus gingen Jan Wellem von Pfalz-Neuburg, der Liebling der Düsseldorfer, und sein weniger bedeutender Bruder Karl Philipp.

Jan Wellem liebte Düsseldorf so, wie es heute die Düsseldorfer selbst lieben. Die Pfälzer mochten ihn darum nicht leiden, schon weil er das zerstörte Heidelberg liegen ließ und Düsseldorf zur Hauptstadt machte. Hier begründete er die berühmte Gemäldeammlung, über die Goethe im Juli 1774 schrieb: „... kommend von der Gallerie, die meines Herzens Härte erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat.“ Diese Gemäldeammlung bildet heute den Hauptbestandteil der Münchener Pinakothek. — Unter dem biedereren, volkstümlichen Jan Wellem wurde Düsseldorf wirklich eine Residenz: er baute ein Opernhaus, zog viele Künstler an seinen Hof, mit denen er in der heute noch bestehenden Wirtschaft „en de Kanon“ einen Stammtisch hielt. Der bekannteste unter diesen Künstlern wurde der Bildhauer Gabriel de Grupello, in erster Linie durch das machtvolle Reiterstandbild seines hohen Freundes und Gönners vor dem Rathaus. Jan Wellem plante den Ausbau der Stadt in einer Großzügigkeit, wie eine zweite am Rhein nicht wieder gefunden worden wäre. Doch nach seinem Tode verlegte sein Bruder Karl Philipp den Schwerpunkt des Reiches nach Mannheim, und diese Stadt erhielt ein Schloß fast von der Größe, wie es Düsseldorf haben sollte. — Für Düsseldorf liegt eben in den Worten Schloßbau, Universität und Gemäldegalerie eine gewisse Tragik.

Der Nachfolger Karl Philipps, Karl Theodor, nahm sich der Residenz am Niederrhein wieder etwas mehr an. Er ließ sich das bekannte Rokoko-Schloß in Düsseldorf-Benrath, das einzige seiner Art in Westdeutschland, bauen und das heute innerhalb der Stadt stehende Jagdschloß Jägerhof. Unter ihm begann der Ausbau eines neuen Stadtteils, der Karlstadt. Ihr rechteckig auf den Karlsplatz ausgerichtetes System war eine Wiederholung der Mannheimer Städtebauprinzipien. Heute findet man in der Karlstadt noch viele bemerkenswerte Bauten, die damals errichtet wurden. Oft weilte Karl Theodor aber in Schwetzingen und Mannheim, und als er durch eine Erbschaft in den Besitz Bayerns kam, zog er nach München.

Am 6. Oktober 1794 wurde Düsseldorf von Oberkassel her durch die Franzosen beschossen, das Schloß wurde dabei zum größten Teile zerstört. Erst 1801 zog die französische Besatzung ab. Düsseldorf als Festung hatte aufgehört zu bestehen, an Stelle der Festungsanlagen traten die Parks und Alleen — Hofgarten, Königsallee, Schwanenspiegel und Speescher Graben —, die heute den Charakter der Stadt bestimmen.

1806 verzichtete König Max von Bayern, der Erbe Karl Theodors, auf seine rheinischen Besitzungen, und Napoleon, der damals vom „Napoleonsberg“ des Hofgartens aus die Stadt betrachtete, schuf für seinen Schwager Murat aus dem Herzogtum Berg und dem rechtsrheinischen Kleve das Großherzogtum Berg mit Düsseldorf als Hauptstadt. 1813 rief dann der neuernannte Generalgouverneur des Landes Berg, Justus Gruner, die bergische Jugend zum Endkampf gegen Napoleon auf, und 1815 kam Berg zu Preußen — Düsseldorf hörte auf, „Haupt- und Residenzstadt“ zu sein. Eine behäbige Bezirksverwaltung kam dorthin, bis dann das Zeitalter der Industrialisierung hereinbrach und Düsseldorf, besonders in den Jahren nach 1870, in amerikanischem Tempo zu einer Großstadt heranwuchs. Nur zwei Zahlen: 1875 zählte die Stadt 6800 und 1935 rund 27 000 Betriebe.

Sehr viel wäre nun über diese Großstadt zu sagen, die dem allgemeinen Urteil nach zu den „schönen“ Städten Westdeutschlands gehört. Fast jeder



Die Rheinfront. — Im Vordergrund rechts die „Rheinpromenade“, links im Hintergrund die Rheinhalle (Planetarium) und die Lambertuskirche. Die Stagerrathbrücke führt zum jenseitigen Rheinufer nach Oberkassel

Leser dieser Zeilen wird aber Düsseldorf schon einmal erlebt haben. Er wird die Königsallee, kurz „Kö“ genannt, im Mai gesehen haben, wenn die mächtigen Kastanien ihre weiße Kerzenpracht entfalten, und die bunten Schirme der Kaffeehäuser einladen, „draußen“ den Frühling zu erleben. Er wird auf den verschlungenen Pfaden des Hofgartens gewandelt sein, auf den Ananasberg hinauf und vielleicht sogar in später Nacht den Nachtigallen gelauscht haben. Er wird die gemütliche, kleine, saubere Altstadt kennen, die immer wieder lockt, wenn die berühmte Eleganz der Großstadtlöke genossen worden ist. Er wird im „Malkasten“ einmalige Feste erlebt und auf den weiten Rheinwiesen der Oberkasseler Seite sich den Sonnenbrand geholt haben oder — hinausgepilgert sein zum Schlageterkreuz, das ernst und erhaben von den Kämpfen erzählt, die diese Stadt mit ihrer Bevölkerung noch vor wenigen Jahren, unerschütterlich zum Reiche stehend, bestanden hat.

Aber der Besucher wird auch die wirtschaftliche Bedeutung Düsseldorfs kennen. Die Stadt liegt in der Mitte von zwei industriell bedeutenden Städtketten: Im Norden von Aachen bis Osnabrück laufen die Kohlenflöze und mit ihnen das Ruhrgebiet, das Gebiet der Schwerindustrie. Parallel dazu läuft die Städtkette der verarbeitenden Industrien von Hagen und Wuppertal bis Leverkusen und Köln, bis München-Gladbach und Düren. Düsseldorf liegt in der Mitte dieser beiden Stadtgebiete, es ist — durch seine Ausstellungen bewußt gefördert — zum zentralen Verwaltungssitz der meisten Industrieverbände geworden. Hier finden wir u. a. die „Vereinigte Stahlwerke A.-G.“, die heute als größter europäischer Stahlkonzern mit ihrer Hauptverwaltung in Düsseldorf sitzt.

Selbstverständlich ist Düsseldorf aber auch eine Industriestadt ersten Ranges, die 1860, als Albert Boensgen sein Röhrenwerk von Gmünd in der Eifel wegen der günstigeren Verkehrsbedingungen nach Düsseldorf verlegte und seine Brüder Gustav und Rudolf im gleichen Jahre mit ihrem Drahtwerk folgten, ihre große Stunde erlebte. Zahlreiche weltbekannte Unternehmen, besonders des Maschinenbaues, haben heute rings um Düsseldorf ihre Fabriken liegen. Roheisen wird in Düsseldorf nicht erblasen. Innerhalb der gesamten eisenhaltenden Industrie gehören die Werke in größerem Maße den höheren Produktionsstufen an als die Betriebsgruppen in anderen Bezirken. Arbeitspsychologische Untersuchungen haben ergeben, daß die aus Düsseldorf und seiner Umgebung stammenden Werkstätten sich eher für Verfeinerungsarbeiten als für Hütten- und Stahlwerksarbeiten eignen, die größtenteils von zugewanderten Westfalen durchgeführt werden.

Das „Schaufenster“ der deutschen Werkzeugmaschinenfabriken und



Altes Rathaus mit Jan-Wellem-Denkmal

Aufn.: Helmke-Winterer

—handlungen ist auch heute noch die Graf-Adolf-Straße, wenn sie auch jetzt mehr eine Straße der Automobilvertretungen geworden ist. — Erwähnenswert ist noch, daß Düsseldorf Sitz der rheinisch-westfälischen Börse, des Stahlwerksverbandes und des Vereins deutscher Eisenhüttenleute ist. Auch das Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung führt hier seine Arbeiten durch.

Düsseldorf als Grenzstadt ist von jeher Ründerin und Erhalterin deutscher Arbeit und deutschen Kulturgutes gewesen. Und sie bemüht sich dazu, über die Grenzen hinweg Brücken der Verständigung zu schlagen. Wie kaum eine andere deutsche Stadt ist Düsseldorf dazu befähigt, diese echtdeutsche Stadt, die auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiete das Spiegelbild des gesamtdeutschen Lebens zeigt.

Theodor Bleemann



Die Königsallee, kurz „Kö“ genannt

Aufn.: Siebert

Ein Jubilar erzählt

Die Henrichshütte

von 1904 bis zur Gegenwart

Als Fortsetzung unseres Aufsatzes im vorigen Heft unserer Zeitschrift „Die Henrichshütte um die Jahrhundertwende“ aus der Feder unseres Jubilars Klingebiel, der in diesem Monat sein vierzigjähriges Jubiläum auf der Henrichshütte beging, bringen wir nun vom gleichen Verfasser einen abschließenden Bericht.

Am 1. März 1904 ging die Henrichshütte in den Besitz der Firma Henschel & Sohn, der weltberühmten Lokomotivfabrik in Kassel, über. Von diesem Zeitpunkt an begann der planvolle Aufbau und der beispiellose Aufstieg des Werkes. Von der Krise der letzten Jahre war nichts mehr zu merken, die Betriebe waren wieder voll beschäftigt.

Schon nach einigen Monaten wurde mit dem Bau des Stahlwerkes begonnen, so daß schon im Sommer 1905 vier Martinöfen in Betrieb genommen werden konnten. Im gleichen Jahre entstanden noch das Hammerwerk und die Mechanische Werkstatt I, fast zur gleichen Zeit die Gaszentrale und die Eisengießerei. Letztere wurde auf den alten Bau aufgestockt. Es folgte eine neue, moderne Hochofenanlage mit Erztafeln und Schrägaufzug. Im Jahre 1912 entstand das Walzwerk in jetziger Gestalt, und zwar ohne jegliche Betriebsstörung.

Obwohl der Hütte ein ziemlich großes Baugelände zur Verfügung stand, besonders in östlicher Richtung, so machte sich doch im Laufe der Jahre Mangel an geeignetem Gelände bemerkbar, zumal die meisten der aufgeführten Bauten Erweiterungen forderten. So genügten beispielsweise die Martinöfen im Stahlwerk den Anforderungen nicht mehr, so daß die Halle 1911 um zwei weitere Öfen verlängert werden mußte. Ähnlich erging es auch anderen Betrieben. Nun hatte das Werk in nördlicher Richtung (Ruhrseite) wohl noch reichlich Baugelände liegen, aber die Staatsbahn der Linie Essen—Hagen gebot hier halt. Der Schienenstrang führte damals etwa 50 Meter seitlich von der Eisengießerei, dem Walzwerk und der Mechanischen Werkstatt I vorbei. Nach längeren Verhandlungen mit der Reichsbahn wurde die Verlegung beschlossen. Im Jahre 1911 wurde die Bahnlinie in die Nähe der Ruhr, wo sie heute noch verläuft, gelegt.

Nun war wohl ein großes Stück Baugelände gewonnen, aber die riesige Schlackenhalde mußte noch abgetragen werden. Die Abfälle von den Hochofen waren hier schon seit Jahrzehnten mittels einer Seilbahn aufgetippt worden, und es dauerte einige Jahre, ehe dieser Berg verschwunden war.

Daß nun in jenen Jahren des schnellen Aufstiegs der Hütte naturgemäß auch fremde Arbeitskräfte eingestellt werden mußten, liegt auf der Hand. So entstanden ganze Straßenzellen in Hattingen, Welper und Umgegend, um für die Zugezogenen Wohnungen zu schaffen. Auch die Gartenstadt Hüttenau entstand um diese Zeit (1910). Zu erwähnen wäre noch die große Zahl der Ausländer, die damals auf der Hütte beschäftigt waren. Alle Nationalitäten waren vertreten, wie Holländer, Italiener, Polen, Russen, Kroaten und Slowaken. Diese waren meistens im Tiefbau



Aufn.: H. Liebetrau

Die Drahtseilbahn von der Henrichshütte nach Schacht „Baakermulde“ im Ruhrreiß

beschäftigt und wurden in Baracken untergebracht. Hier herrschte immer reges Leben und Treiben, besonders an Lohntagen, und die Polizei war hier häufig gezwungen, einzuschreiten.

Eins der wichtigsten Probleme war wohl in der Zeit der regen Bautätigkeit die Anlage der Steinfabrik. Der sonst wertlose Schlackenfund fand nun Verwendung, in Verbindung mit Kalk wurden Schlackensteine hergestellt. Daß sich diese in bezug auf Haltbarkeit bewährt haben, zeigen die Gebäude, an denen diese Steine schon vor Jahrzehnten verbaut wurden.

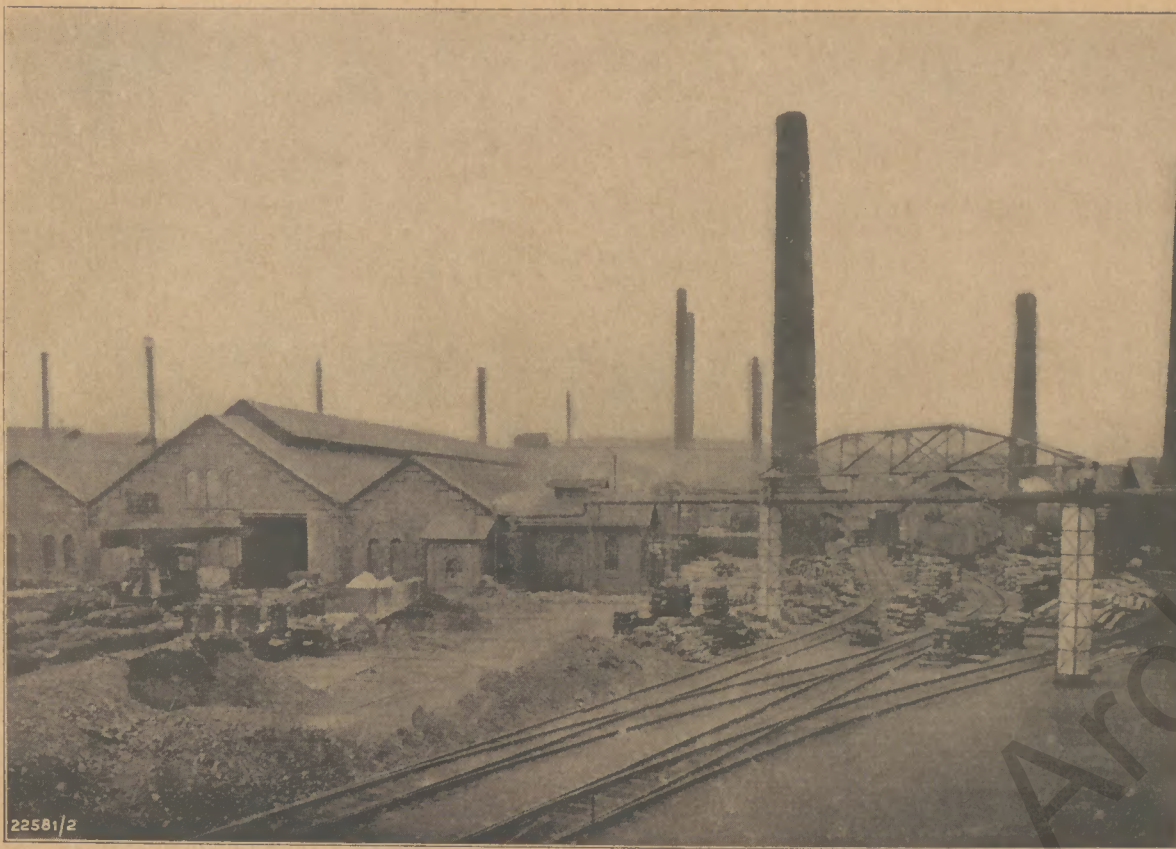
Während des Krieges mußten viele geplante Neuanlagen zurückgestellt werden, galt es doch, hauptsächlich die Betriebe, die für den Heeresbedarf umgestellt waren, hochzuhalten. Im alten Rohrwerk wurde eine Geschoszübergabe und in der Mechanischen Werkstatt III eine Kanonenwerkstatt eingerichtet. Auch die Frauen, die inzwischen eingestellt wurden, haben ihre Pflicht erfüllt und dazu beigetragen, daß die Betriebe die Lieferfristen einhalten konnten.

Die schwersten Jahre waren wohl unmittelbar nach dem Zusammenbruch mit seinem politischen, wirtschaftlichen und sozialen Chaos. Dann mußten auch die Betriebe wieder umgestellt werden und Beschäftigung für die heimkehrenden Kriegsteilnehmer geschaffen werden. So konnten die geplanten Neuanlagen ausgeführt werden: der Ausbau der Formerei am Stahlwerk, der Bau des Zentralkesselhauses sowie die Anlage einer Drahtseilbahn nach dem jenseitigen Ruhrufer zur Zeche Baakermulde. Es hatte den Anschein, als sollten wieder geordnete Verhältnisse eintreten. — Aber da kam das schrecklichste aller Jahre, 1923! Schon im Januar besetzten unsere alten Kriegsgegner das Ruhrgebiet. Die Betriebe konnten wohl anfangs noch schwach beschäftigt werden, bis zu jenem verhängnisvollen Karfreitag. Eine Abteilung Franzosen rückte zur Hütte, um den leitenden Direktor zu verhaften; sie mußten aber wieder unverrichteter Sache abziehen, da er abwesend war. Daß es bei diesem herausfordernden Akt nicht zum Blutvergießen, wie beispielsweise in Essen, kam, war nur der Ruhe und Besonnenheit unserer Belegschaft zu verdanken. — Es folgten verschärfte Maßnahmen, aber der passive Widerstand war die Antwort. Nur die lebenswichtigsten Betriebe wurden mit Mühe und Not aufrechterhalten. Da der Bahnverkehr völlig lahmgelegt war, machte sich ein fühlbarer Mangel an Brennmaterial bemerkbar. Anfangs wurde das Werk noch mit Kohlen mittels der Seilbahn von der Zeche Baakermulde beliefert, bis auch hier die Befahrung ganze Arbeit tat und das Tragseil der Anlage durchschnitt. Die schwache Zufuhr von Kohlen mit der Straßenbahn bzw. mit dem Pferdefarren währte nicht lange, bis auch hier der Feind rücksichtslos eingriff. Auf der Hütte wurden nur noch Notstandsarbeiten verrichtet, u. a. wurden bei dieser Gelegenheit auch die Kabelkanäle angelegt. Außer der Turbine und Wasserversorgung, die die Hütte mit Strom und Wasser notdürftig versorgte, standen alle Räder still. Diese unhaltbaren Zustände hielten noch bis zum Schluß des Jahres an. Durch Verhandlungen



Eine Vorkriegsausnahme der Henschelstraße in Welper/Hattingen, die von der Henrichshütte damals errichtete Häuser zeigt (vgl. unseren Aufsatz)

wurde die Lage dann insofern verbessert, als die Betriebe wieder beschäftigt werden konnten. Nachdem die Besatzung im August 1925 das Ruhrgebiet verlassen hatte, konnte man sogar von einer Hochkonjunktur sprechen. Die Betriebe waren mit Aufträgen überfüllt, es wurden sogar einige Anlagen, wie die zweite Batterie der Koferei und der Mischer, heute Ofen 9 des Stahlwerks, aufgeführt. Aber dieses kurze Aufblühen der Wirtschaft konnte nur als Scheinblüte gewertet werden. — Um diese Zeit ging die Hütte in den Besitz der Ruhrstahl A.-G. über. Die ungünstigen Zeitverhältnisse aber gingen auch an der Henrichshütte nicht vorüber. Trotz Abbau und der Einlegung von Feierschichten konnten sich die Betriebe kaum aufrecht erhalten, ja, das Gerücht einer Stilllegung des gesamten Werkes



Walzwerk, Aufnahme vom Jahre 1903. Links altes Walzwerk, Mitte vorn Blocklager, dahinter Pumpenhaus, links Buddelwerk. Der Bau wurde 1911 niedergelegt

Art unterworfen worden, und ihre Werksangehörigen haben es allseitig verstanden, mitzuarbeiten an ihrer planvollen und glänzenden Entwicklung.

durchschwirrte schon die Luft. Doch ein gütiges Geschick bewahrte uns vor noch Schlimmeren! Durch die Macht ergreifung Adolf Hitlers kam die Wandlung. Schon nach kurzer Zeit fanden Neueinstellungen statt. In den Werkstätten wurde wieder mit Freude geschafft. Es erübrigt sich wohl hier, näher darauf einzugehen, wir haben es ja alle miterlebt. Außerlich betrachtet sind nur noch wenige Reste von der Hütte um die Jahrhundertwende vorhanden. Auch innerlich hat unsere Henrichshütte im Lauf der Zeit ihre Gestalt und ihr Wesen, ihre Aufgaben und ihre Leistungen gewechselt. Sie ist allen Neuerungen und Verbesserungen technischer, wirtschaftlicher und sozialer

Ein Werkskamerad erlebt seinen Urlaub im winterlichen Schwarzwald

Ich möchte zunächst meinen Lesern nicht vorenthalten, daß eine große Ueberwindung dazu gehört, im Winter erstmalig mit RdZ. zu fahren, aber ich kann allen verraten, daß es die schönste Fahrt war, die ich jemals mit erleben durfte.

Etwa 400 Teilnehmer im schönen bunten Wintersportdreß bestiegen in Bochum am 1. Februar 1939 den Sonderzug, während auf der Fahrt bis Siegen noch weitere 250 hinzufamen. Überall ertönte als Abschiedsgruß „St. Heil!“. Es ging im D-Zug-Tempo weiter über Frankfurt nach Darmstadt. Dort hatten wir infolge Maschinenwechsels dreiviertel Stunde Aufenthalt, den jeder benutzte, um sich im Wartesaal für die Weiterreise zu stärken. Um 0.50 Uhr wurde dann die Fahrt fortgesetzt. Infolge der vorgeschrittenen Mitternachtsstunde gab es im Zuge eine große Umwandlung, in jedem Abteil verstummte mit einem Male die Fröhlichkeit, man richtete sich so gut es ging sein Schlafquartier ein, wobei auch hier und da die Hängematten ihren Zweck erfüllten. Bereits um 6 Uhr erwachten schon die Frühaufsteher, die dann etwas später die Langschläfer von ihrem Schwarzwaldtraum erlösten. Nun begann in den durchgehenden Wagen wieder ein munteres Leben und Treiben. Inzwischen waren die Zeiger der Uhr auf 7 gerückt und Basel (D.R.B.) war erreicht. Nach kurzem Aufenthalt

fuhren wir von hier über Lorrach nach Schopfheim und erreichten dann gegen 8 Uhr die Endstation der Deutschen Reichsbahn Zell. Nun hieß es umsteigen in die Zell-Todtnauer Schmalspurbahn, die natürlich die Bequemlichkeiten unseres Sonderzuges nicht aufwies, aber es ging ja dem Ziele zu, und somit wurde unsere Stimmung dadurch nicht getrübt, zumal die ersten Schneespuren sichtbar wurden. Nach dreiviertelstündiger Fahrt hielt dann unser Bimmelbähnchen, und Station Uhenfeld wurde gemeldet. Hier stiegen die für Todtnaas vorgesehenen RdZ.-Fahrer, wozu auch ich gehörte, aus, während die übrigen weiter nach Todtnau fuhren. Drei Autobusse fanden in Uhenfeld bereit, um uns so schnell wie möglich zu unserem Stadtquartier in Todtnaas zu bringen. Es war eine herrliche Fahrt durch den südlichen Schwarzwald, wobei wir eine Höhe von 1100 Meter zu überwinden hatten und bei herrlichem Sonnenschein reizende Schneelandschaften zu Gesicht bekamen, die auf unsere Nerven eine Beruhigung aus-

übten. Um 9.45 Uhr landeten wir dann endlich im Bestimmungsort. Unser Wagen fuhr am Hotel „Adler“ vor, wo wir mit 40 Personen für die vorgesehene Zeit unser Quartier aufschlugen. Tischkameraden und -kameradinnen stellten sich vor, und alle waren mit der Unterbringung sehr zufrieden; im übrigen war die Verpflegung während der ganzen Zeit sehr gut.

Am Nachmittag wurden dann die Hänge bestiegen, wo wir uns im tiefen Schnee mal richtig austoben konnten, was einen sehr guten Appetit für das Abendbrot brachte. Danach saßen wir dann wie eine Familie beim Gläschen Bier oder Wein noch einige Stunden gemütlich beisammen, wobei die Tanzlustigen natürlich auch auf ihre Kosten kamen; es kam aber auch

vor, daß infolge der gerade während dieser Zeit herrschenden Karnevalsstimmung ein ausgedehnter Tanzabend daraus wurde. Morgens von 8.30 bis 9.30 Uhr wurde Kaffee getrunken, wobei der Humor nicht fehlte, anschließend ging es dann schnell in die Berge, um bei dem herrlichen Sonnenwetter jede sich bietende Sportmöglichkeit auszunutzen. Ein Tag war vorgesehen, um uns mit dem Autobus die Schönheiten des Schwarzwaldes zu zeigen, und zwar ging es über St. Blasien zum Schluchsee, Titisee, Feldsee und Feldberg (1495 Meter hoch). Es war ein unvergeßlicher Ausflug. So eilten denn die schönen Tage dahin, und gar manchem ist der Abschied von dieser schönen Gegend schwergefallen. Am 13. Februar fand dann mit der ein-



Blick vom Hochkopf zum Hohen Belchen

heimischen Bevölkerung zusammen eine Abschiedsfeier statt, die einen feuchtfröhlichen Verlauf nahm. Da nun der 14. Februar als Abreisetag bestimmt war, gab es ein großes Kofferpacken, und vom Quartierwirt erhielten wir ein reichhaltiges Abschiedessen. Punkt 16.30 Uhr fuhren dann unsere Autobusse vor, die uns diesmal gleich nach Zell brachten, wo unser Sonderzug eingesetzt wurde. Jeder nahm wieder sein altes Plätzchen ein; es wurden natürlich dabei auch Ausnahmen gemacht, da mancher sich von seiner neuen Bekanntschaft nicht trennen konnte. Auf der Rückfahrt war dann die Stimmung nicht so gut wie auf der Hinfahrt, aber alle auch froh, als sie nach sechzehnstündiger Bahnfahrt wieder in der Heimat anlangten. Die Witterung, die wir da vorfanden, sagte uns natürlich nicht mehr zu. — Jedem Volksgenossen kann ich einen Winterurlaub in Schnee und Sonne bestens empfehlen.

J. Jaeger, Henrichshütte

Kosmos für die Jugend.

Otto Spamer's

Illustrierte Jugend- und Hausbibliothek.

Das Erinnerungsgeschenk der Henrichshütte im Jahre 1888
für einen Walzerlehrling

Durch einen Zufall fällt mir ein Büchlein in die Hände, das in seinem Aeußeren, aber auch im Inneren so recht ein Kind seiner Zeit ist. Der Einband zeigt auf der Vorderseite einige bunte Bilder, umrahmt von vielen Schnörkeln, wie es damals, als der Verlag Otto Spamer 1879 das Büchlein herausgab, Mode war. Man sieht da einen sehr jugendlichen Tischler bei der Arbeit, dann links zwei Gestalten mit Schurzellen, die an die Erscheinungen erinnern, die wir in unseren Märchenbüchern als Zwerge gezeichnet fanden. Hier sollen sie Schmiede darstellen. Das Ganze ist von einer rührenden Bunttheit. Zu Anfang des Buches finden wir dann noch ein ganzseitiges Bild, betitelt „In einer Schmiedewerkstätte“. Hier bearbeiten härtige, langhaarige Männer einen Wagenreifen. Ein anderer bemüht sich, ein kräftig gelbrotes gemaltes Feuer zum Lodern zu bringen. Dann kommt das Titelblatt: Hiernach wandert also Onkel Leopold mit seinen jungen Freunden durch die Stätten des Gewerbsleißes. Das Ganze nennt sich: Das Buch der Arbeit II. — In den Werkstätten.

Blättern wir noch mal zurück, so finden wir auf der Rückseite des ganzseitigen Bildes nun das interessanteste an diesem Büchlein. Hier ist nämlich die schöne Widmung zu lesen, die wir in der Mitte dieser Seite im Original finden.

1888 — das liegt immerhin schon ein halbes Jahrhundert zurück. Aber es ist bemerkenswert, daß die Henrichshütte damals schon für ihre Stammarbeiterschaft regelrecht Lehrlinge ausbildete. Denn man kann annehmen, wenn sie Walzerlehrlinge hatte, wird sie auch für andere Arbeitszweige Lehrlinge gehabt und, wie wir sahen, gefördert haben. Wie es damals sonst in den größeren Werken auf diesem Gebiete aussah, ist mir nicht bekannt, aber es wäre wünschenswert, das zu wissen. Vielleicht äußern sich dazu mal ehemalige und jetzt im Ruhestand lebende Werksangehörige.

Man sieht, daß die Henrichshütte viel darum gab, sich eine feste Stammarbeiterschaft auszubilden, sonst wäre das große, ja liebevolle Interesse nicht zu erklären, das sie an ihren Lehrlingen nahm; zum Abschluß schenkt sie ihnen als Mahnung und Erinnerung — wie heute — ein Buch mit Widmung, das von dem jeweiligen Direktor unterschrieben und überreicht wird.

Sehen wir uns jetzt mal den Inhalt des Büchleins näher an. Nachdem „Onkel Leopold“ mit seinen jungen Freunden u. a. beim Tüncher, beim Böttcher, beim Wagenbauer, usw. gewesen war, beschreibt er ihnen unter Kapitel XXVII eine Eisengießerei. Da finden wir den Abschnitt: Hohöfen (nicht Hochöfen) und der Eisenguß im Großen. Im allgemeinen wird der Arbeitsgang heute noch der gleiche sein und uns interessiert mehr, was

Onkel Leopold über den Gußstahl erzählt, wo er auch auf das „Kruppsche Etablissement“ zu sprechen kommt. Da lesen wir folgendes: „Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, auch dem Gußstahl unsere Aufmerksamkeit auf kurze Zeit zuzuwenden. Dieser nahe Verwandte und Abkömmling des Gußeisens hat seinen besonderen Lebenslauf, ist aber immer der Vornehmere seiner Familie gewesen und hat es in Deutschland zu einer wahren Weltberühmtheit gebracht. Der Mann, der ihm hauptsächlich dazu verholfen und dadurch selber großen Ruhm erlangt hat, heißt bekanntlich Krupp. Durch ihn wurde der Gußstahl, der übrigens schon reichlich hundert Jahre bekannt ist, ein Ding von ganz anderem Wesen und viel höherer Bedeutung als vorher.“

Onkel Leopold kommt dann auf den Engländer Huntsman zu sprechen mit seiner damals neuen Stahlbehandlung und auf Krupp, der „die spröde Stahlmasse, statt in kleinen, blasigen Barren, so ganz wie Gußeisen in jede beliebige Form gießen gelernt hat, und zwar so, daß ein durch und durch gleichförmiger Guß von feinem Gefüge und bedeutender Festigkeit gewonnen wird“. Er sagt dann weiter: „Die Art und Weise, wie bei Krupp das Härten bewerkstelligt wird, soll noch ein Geheimnis sein; das Gießen dagegen wird auch schon anderwärts betrieben.“ Mit fast begeisterten Worten erzählt dann der Onkel seinen jungen Freunden weiter über die Arbeit der Gießer:

„Die Strengflüssigkeit des Gußstahls macht auch heute noch das Gießen zu einer schwierigen Arbeit. Man kann nicht die paar hundert Zentner Masse, die zu manchem großen Gußstück gehören, in einem großen Topfe kochen, sondern muß sie in kleine, graphitne Tiegel verteilen, deren jeder nur 75 bis 90 Pfund Stahl enthält. Für zwei bis höchstens vier solcher Tiegel gehört ein besonderer Schmelzofen; man braucht daher von solchen Ofen eine ganze Reihe. Ist nach mehreren Stunden bei einer sehr großen Hitze die Masse in Fluß gekommen, so beginnt die Kompanie der Gießer ihre Manöver, die bei den Soldaten auf dem Exerzierplatz nicht rascher und exakter sein können. Immer je zwei und zwei bringen an Zangen einen Tiegel geschleppt und leeren ihn auf Kommando in einen großen Sammeltrichter aus, der über der Gußform steht. Ist die erforderliche Gußmasse aufs Eiligste in die Form gebracht, so zieht man einen Zapfen und die Masse füllt nun erst in einem Flusse die Form aus. Das Gußstück wird dann noch überschmiedet, und wenn es ein Geschützrohr ist, auf einer besonderen Maschine gebohrt, denn wie jedes Geschütz, so werden auch die Gußstahlfkanonen als volle Walzen gegossen und dann erst die Hohlung allmählich durch Bohrer, die immer

*Auf das, was Sie nicht wissen können,
Dolch Sie den Dolch nicht kränzen,
Aber zu, Sie nicht ab zu,
Da Sie nicht zu gewiß, Sie Krupp, ab
entkränzen.*

Zur Erinnerung

*an meine Lebenszeit am Walzen
Peter Kasper, Wäpser*

Henrichshütte, 9. Januar 1888.

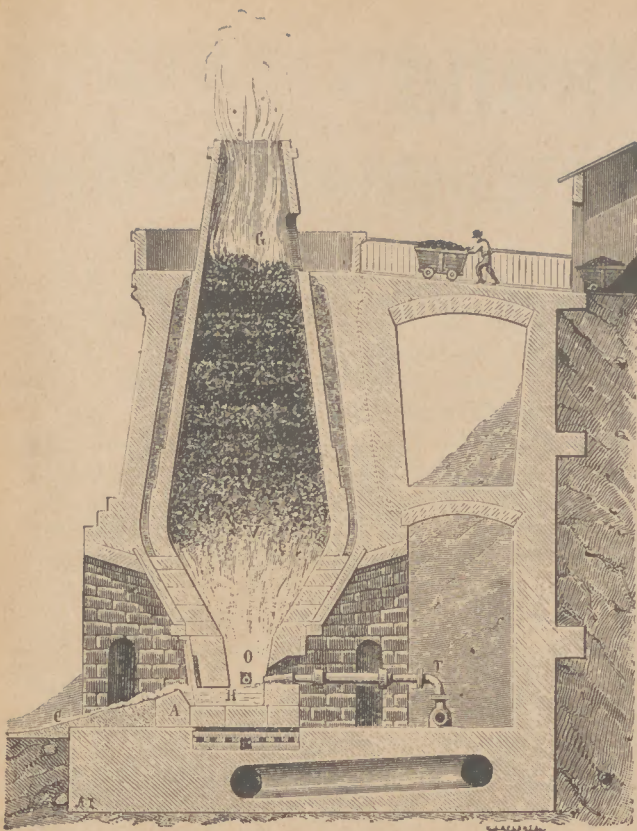
UNION

ABTHEILUNG

HENRICHSHÜTTE, EISEN- & STAHLWERKE

Der Direktor

B. Krupp



Der Hohofen

(Aus „Kosmos für die Jugend“ 1879)

zig Jahre hat es überdauert, und wird anfangs wohl sorglich gehgt im Schranke gelegen haben, bis dann später Kinder damit spielten, die mit ungelentfer Hand darin herumkriechten. Vielleicht schlummern

nur einen feinen Span auf einmal wegnehmen, hineingeschnitten.“

Es folgt dann „Eine Wanderung durch verschiedene Schmiedewerkstätten“, wo wir u. a. über das Schweißen, die Behandlung des Stahls, das Verstählen des Eisens, usw. belehrt werden. Dann geht es in eine Drahtzieherei und Nadelfabrik, auch über die Büchsen- und Gewehrfabrikation werden wir belehrt.

Ein nettes Büchlein, dieser „Kosmos für die Jugend“! Fünf-



Die Lurahüttenwerke

(Aus „Kosmos für die Jugend“ 1879)

noch manche solcher „Schätze“ in den Schubladen, die der Entdeckung harren und die ihrem Finder Entdeckungsfreude geben und uns neugierig machen wollen.

Theodor Bleckmann

Rationalisierung?

Um die Jahrhundertwende machte ein amerikanischer Ingenieur mit Namen Taylor durch Neugestaltung von Schnittwerkzeugen von sich reden. Später stellte Taylor auch genaue Beobachtungen über Arbeitsvorgänge und Arbeitsbewegungen an. Er zerlegte beides in ihre einzelnen „Funktionen“ und kam auf diese Weise zu Erkenntnissen, welche Arbeiterleichterungen wie auch erhebliche Leistungssteigerungen zur Folge hatten.

Heute ist aus noch zu erörternden Gründen der gleiche Taylor für viele Menschen zum industriellen „Kinderschreck“ geworden. In Wirklichkeit ist er der Vater der neuzeitlichen Arbeitswissenschaft.

Ein grundlegender Irrtum ist es, der Taylor in Mißkredit gebracht hat: er setzte den Menschen gleich der Maschine und suchte ihn gleichfalls in Funktionen aufzulösen. Den gleichen Fehler machte er mit dem Betriebe, den er als technische Apparatur betrachtete und nicht als lebendigen Organismus.

Taylor wurde von deutschen Ingenieuren erstmalig bewußt um das Jahr 1925/26 überwunden. Sie erkannten damals eindeutig die „Eigengesetzlichkeit“ sowie die „Ganzheitlichkeit“ der Menschen und zogen hieraus die praktischen Folgerungen. Sie erkannten: die Maschine gehorcht den mathematisch-physikalischen Gesetzen der Materie, der Mensch aber untersteht den göttlichen Gesetzen des Lebens. Die Maschine ist eine Konstruktion — der Mensch aber ein beseelter Organismus. Das Problem heißt hier — um mit den Worten des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley zu sprechen —: den Takt der Maschine mit dem Rhythmus des Blutes zu vermählen.

Die tayloristischen Gedanken kamen in USA. nach dem großen Kriege in Form einer intensiven Rationalisierungswelle zu besonderer Entfaltung. Waren hunger und Menschenmangel waren die gewaltigen Triebfedern hierzu. In Deutschland, das unter dem Diktat von Versailles fronte, blickte man fasziniert auf die „Prosperität“ jenseits des großen Teiches. Man glaubte, daß dort in einer hemmungslosen Rationalisierung tayloristischer Prägung das Zaubermittel gegen alle wirtschaftliche Not Deutschlands, ja vielleicht ganz Europas gefunden worden sei. So war es denn kein Wunder, daß man diese Rationalisierung nach Deutschland zu verpflanzen versuchte.

Was aber in Amerika unter ganz anderen Verhältnissen bzw. Voraussetzungen, vor allem aber mit ganz anderen Menschen zu Erfolgen geführt hatte, brachte Deutschland zwar eine technische Aufwärtsentwicklung, wurde aber letztlich zum Fehlschlag und erzeugte jene Stimmung gegen jede Rationalisierung, die uns allen heute noch auf der Seele lastet.

Inzwischen reifte aber aus den von deutschen Ingenieuren gewonnenen Erkenntnissen in aller Stille ein Gedankengut, das dann nationalsozialistisch geprägt in hunderten von Fällen praktisch erprobt wurde. So entstand das, was man bisher als „organische Betriebsgestaltung“ und jetzt mit Recht auch als „deutsche Rationalisierung“ bezeichnet.

Um keinerlei Irrtümer aufkommen zu lassen: es handelt sich hierbei keineswegs um eine neue Rationalisierungsmethode oder um ein neues Verfahren, sondern um etwas ganz grundsätzlich Neues. Es ist neu in Form und Wesen wie auch neu im Geist.

Bei dieser deutschen Rationalisierung steht der schaffende Mensch im Betriebsmittelpunkt, dem alle technische Apparatur — der Eigenart seines Wesens entsprechend — zugeordnet wird. Er ist der beseelte Motor des gesamten Betriebsgeschehens und steuert mit seinen Willens- und Gestaltungs Kräften den Gesamtorganismus. Das Ziel ist: reibungsfreier Betriebsablauf mit frohschaffenden Menschen. Daraus ergibt sich dann zwangsläufig das Optimum an technischer und wirtschaftlicher Leistung.

Hier wird also der lebendige Mensch bewußt der Maschine wie der Organisation übergeordnet. An Stelle der amerikanischen Leistungspeitsche oder des russischen Antreiber systems tritt hier die Ausräumung aller störenden Arbeitshemmnisse und Einschaltung jeder nur möglichen Arbeitshilfen.

Arbeitshilfen statt Antreiberpeitschen — Führung statt Organisation, das sind die Begriffe, die den Unterschied zubeist kennzeichnen.

Dr.-Ing. Karl Arnold

Betriebsappell und Jubilarehrung bei den Gelsenkirchener Gussstahlwerken

Im großen Saal des Gemeindehauses war am 26. Februar 1939 die Gefolgschaft unseres Werkes zum Betriebsappell angetreten. Von der mit Tannengrün und frischen Blumen geschmückten Bühne leuchteten die Symbole des Dritten Reiches. Ein Teil der Werksjugend der Betriebsportgemeinschaft hatte in Sportkleidung auf der Bühne Aufstellung genommen. Nach schneidigen Märschen der Werkskapelle und Vorträgen des Werksgefangsvereins begrüßte Gefolgschaftsführer Direktor Lichte die Werksangehörigen. Er gedachte zunächst mit ehrenden Worten derjenigen Arbeitskameraden, die im Laufe des vergangenen Jahres durch Tod aus der Werksgemeinschaft ausschieden. Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden gedachten die Anwesenden sodann durch Erheben von den Sigen ihrer toten Arbeitskameraden. Gefolgschaftsführer Direktor Lichte griff dann auf die letzte Reichstagsrede unseres Führers zurück und unterstrich die Forderung des Führers auf Förderung des Exportes. Es sei heute Pflicht eines jeden Werksangehörigen, sich mit allen Kräften für die Förderung des Exportes einzusetzen, denn nur hierdurch sei es möglich, die vom Führer gestellten Aufgaben zu lösen. Anschließend wandte sich der Redner an die Jubilare des vergangenen Jahres und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß er einundzwanzig Arbeitsjubilare, darunter zwei Jubilare mit vierzig Dienstjahren, beim

heutigen Appell begrüßen könne. Da stattliche Zahl der Jubilare sei ein Beweis für das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Werksführung und Gefolgschaft. Direktor Lichte dankte den Jubilaren für die dem Werk geleistete Arbeit und betonte, daß der gute Ruf, den Gelsenkühn im In- und Auslande genieße, mit ein Verdienst der Jubilare sei. Er faßte seinen Dank in die Worte: „Indem wir Sie ehren, ehren Sie uns.“

Sodann gab Direktor Lichte das Wort dem Betriebsobmann Hg. Zinkhöfer. Dieser sprach über den Begriff der Kameradschaft innerhalb des Betriebes. Er erinnerte die Kameraden an die Zeit vor der Machtübernahme und wies darauf hin, daß heute bereits ein großer Teil der Segnungen, die uns der Führer gebracht habe, von vielen als etwas Selbstverständliches betrachtet würden. Er ermahnte die Kameraden, alle treu zusammenzustehen und mit allen Kräften an dem Aufbaue des Führers mitzuarbeiten. Es habe jeder wohl Rechte, aber vor allen Rechten stünde die Pflicht.

Nachdem noch einige die Werksgemeinschaft betreffende Fragen durch Aussprache erledigt wurden, beendete ein dreifaches Sieg-Heil auf den Führer und das gemeinsame Singen der Nationalhymnen den Betriebsappell.

Lehrzeitverkürzung und Urlaub

Ein Wort an die Eltern!

Die Entwicklung der deutschen Industrie nach der Machtübernahme, mit den neuen Aufgaben des Vierjahresplanes, stellt besonders hohe Anforderungen an jeden Werktätigen.

Einem Heere von etwa 7,5 Millionen Erwerbslosen der Systemzeit steht heute großer Mangel an Fachkräften gegenüber. Solche Zeiten zwingen auch zu außerordentlichen Maßnahmen.

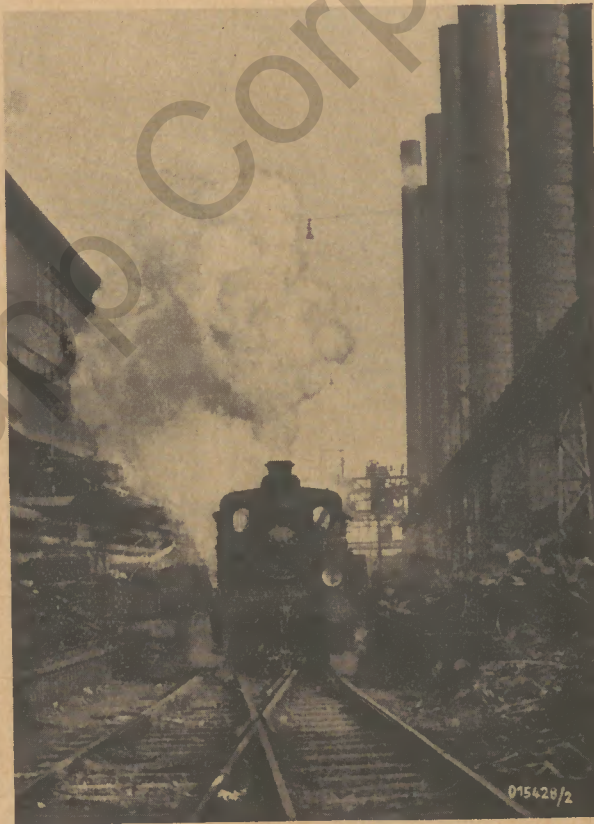
Der Erlaß des Reichswirtschaftsministers vom 22. Oktober 1938 verfügte die Verkürzung der Lehrzeit auf drei Jahre. Diese Anordnung hat den ausdrücklichen Zweck, dem Facharbeitermangel zu begegnen.

Die Verkürzung der Lehrzeit darf aber nicht auf Kosten einer guten Ausbildung des Jugendlichen geschehen. Das Berufsbild eines jeden Facharbeiters verlangt Fertigkeiten und Kenntnisse, die nur durch Leistungssteigerung erreicht werden können. Mit der Werkstattausbildung hält die theoretische Ausbildung in der Berufsschule gleichen Schritt. Die Schule hat hier die große Aufgabe, die Zusammenhänge der täglichen, vielseitigen Kleinarbeit der einzelnen Einrichtungen zu lehren. Sie hat die Aufgabe, nicht nur das für das handwerkliche Können erforderliche Wissen zu vermitteln, sondern auch dem Jugendlichen seine Stellung zu Betrieb und Wirtschaft, Volk und Staat, aufzuzeigen. Eine Verminderung der Stoffgebiete, oder seine teilweise Streichung ist auf Grund der verkürzten Lehrzeit nicht möglich. Die für die Werkstattausbildung gestellte Forderung hat die gleiche Gültigkeit.

Aus dieser Erkenntnis erließ der Regierungspräsident am 15. Dezember 1938 die nachfolgende Verfügung:

„In letzter Zeit sind den Berufs- und Berufsschulen mehrfach Anträge auf Beurteilung Jugendlicher zur Leistung vordringlicher Arbeiten, zur Teilnahme an Lehrgängen, Vorschulungen usw. vorgelegt worden, deren verschiedene Behandlung zu Störungen des Gesamtunterrichts geführt hat. Ich ersuche daher, die Leiter der Berufs- und Berufsschulen anzuweisen, daß derartige Anträge auf Beur-

teilung der Jugendlichen während der Schulzeit grundsätzlich abzuweisen sind.“



Aufn.: H. Liebetrau

Auf dem Schrottplatz des Martinistahlwerks

Und hiermit, Eltern, wenden wir uns an Euch. Durch Herausgabe der RdF.-Urlaubshefte ist schon mancher Plan geschmiedet worden. Aber habt Ihr auch einmal überdacht, ob damit den aufgezählten Forderungen für Euren Jungen gedient ist? Sind diese Punkte nicht so wichtig, um alle anderen Pläne nochmals zu ändern? Nun kommt Eure berechtigte Gegenfrage: wie lange und wann bekommt unser Junge seinen Urlaub?

Hierüber gibt zum Teil das Jugendurlaubsgesetz Auskunft.

„§ 21,2 lautet: Der Urlaub ist nach Möglichkeit zusammenhängend in der Zeit der Berufsschulferien usw. zu erteilen. ... Die Mindestdauer des Urlaubs beträgt für Jugendliche unter sechzehn Jahren fünfzehn, für Jugendliche über sechzehn Jahre zwölf Werkstage.“

3: Während des Urlaubs darf der Jugendliche keine dem Urlaubszweck widersprechende Erwerbsarbeit leisten.“

Damit wäre zunächst die Länge des Urlaubs festgelegt. Die Zeit für den Urlaub müßte in den durch den Regierungspräsidenten festgelegten Sommerferien liegen, die vom 26. Juli bis 4. September dauern. Hierdurch ist auch die Zeit desurlaubes für jeden Jugendlichen bestimmt. An Euch, Eltern, liegt es,

diese Bestimmungen und dadurch unsere Arbeit im Ausbildungsweesen sinnvoll zu unterstützen. Für die Jugendlichen der Lehrwerkstatt der Heinrichshütte läßt sich hierdurch vielleicht erstmalig ein gemeinsamer Urlaub, der in die Zeit zwischen dem 14. und 30. August fällt, ermöglichen. Möge dieser Urlaub durch Euch, Eltern, so gestaltet werden, daß er dem Jungen Entspannung und Kraft für ein weiteres arbeitsreiches Jahr gibt. Helft mit an dem einen Ziel aller nationalsozialistischen Erziehung: charakterlich, körperlich und seelisch den ganzen deutschen Menschen zu formen.

E. Kohl

SPORT IN UNSEREN WERKEN

Betriebsportgemeinschaft Henrichshütte

An alle Gefolgschaftsmitglieder!

Die Werksturnhalle ist neu hergerichtet. In ihrer freundlich hellen Art ladet sie alle Gefolgschaftsmitglieder zum Besuch und sportlicher Mitarbeit ein. Die Mitarbeit soll sein: „Arbeit am eigenen Körper“, d. h. sich selbst durch leicht fröhlichen Ausgleichssport körperlich und geistig gesund und frisch zu erhalten.

Darum nützt die Gelegenheit und besucht die Übungsabende. Für Betriebsport ist niemand zu alt.

Übungsplan:

Montag: 18.45 bis 21 Uhr: Frauen, alle werksangehörigen Frauen sowie weibliche Familienmitglieder und Frauen-Wettkampfgemeinschaft.

Dienstag: 17 bis 18.30 Uhr: Jugend-Fußball (Sportplatz).

20.15 Uhr: Abfahrt nach Witten zum Schwimmen (Familienbad),
20 bis 22 Uhr: Geräteturnen (Werkshalle).

Mittwoch: 20 bis 22 Uhr: Senioren-Fußball (Werkshalle).

Donnerstag: 20 bis 22 Uhr: Senioren-Handball (Werkshalle).
17 bis 18.30 Uhr: Jugend-Handball (Sportplatz).

Freitag: 18.45 bis 20 Uhr: Männer, alle Werksangehörigen und deren männliche Familienmitglieder (Werkshalle).
20 bis 22 Uhr: Geräteturnen (Werkshalle).

Die werksfremden Mitglieder treffen sich jedesmal 10 Minuten vor Beginn der Übungsstunde am Haupteingang der Henrichshütte.

Der Betriebsportwart

NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Urlaubsfahrten 1939

Die Deutsche Arbeitsfront NSG. „Kraft durch Freude“, Ortsdienststelle Hattingen/Ruhr, teilt mit:

Ab Montag, dem 27. Februar, nehmen die Betriebswarte der Betriebe die Anmeldungen der Urlaubsreisen an.

Vorläufig können nur die Fahrten angemeldet werden, welche im Jahreshft bis UF 38 stehen. Ueber spätere Fahrten bekommen wir noch Nachricht. Es ist daher zwecklos, von UF 39 ab Anmeldungen entgegenzunehmen.

Bereits besetzte Fahrten: UF 55 Speßart vom 17. 7. bis 26. 7. (von einem Betrieb), UF 62 Hunsrück vom 24. 7. bis 1. 8. (Betrieb), UF 63 Sauerland vom 24. 7. bis 1. 8. (Betrieb), UF 81 Harz vom 3. 8. bis 15. 8. (NSDAP.).

Wie uns die Kreisdienststelle mitteilt, muß bei der Anmeldung einer Fahrt für jede Person eine Anzahlung von 5 RM. geleistet werden. Der Betriebswart händigt bei erfolgter Anmeldung einen Zahlschein für die Stadtsparkasse in Hattingen aus. Dieser Zahlschein muß von dem Teilnehmer genau ausgefüllt werden, wie: UF, Ziel der Fahrt, von wann bis wann und die genaue Personenzahl. Gleichzeitig muß rechts unten über dem Strich wieder UF und der Name des Teilnehmers stehen. Diese Seite bekommt der Teilnehmer von der Sparkasse als Quittung zurück. Diese Quittung muß der Teilnehmer auf der Dienststelle in der Zeit von 16 bis 18 Uhr (außer sonntags nachm.) vorzeigen, erst dann geht die Anmeldung weiter. Der Teilnehmer bekommt seinen Bestätigungsschein (grüner Schein) dann erst, wenn derselbe von der Kreisdienststelle zurückkommt und die Teilnahme zur Fahrt bestätigt ist.

Die Restzahlung auf die angemeldete Fahrt muß 6 Wochen vor Beginn der Fahrt erfolgen.

Italienfahrt zu Lande

UF 5/39 vom 31. 5 bis 10. 6. 1939 nach Italien wird durchgeführt. Die Zielorte sind Viareggio und Forte dei Marmi in der Provinz Toscana an der ligurischen Küste. Preis der Fahrt 80 RM. und 20 RM., die während der Fahrt in Lire bar zurückgezahlt werden. Die genauen Uhrzeiten werden noch bekanntgegeben. Anmeldungen zu dieser Fahrt können sofort gemacht werden.

Bei jeder Anmeldung muß der Teilnahmeberechtigungsschein beigelegt werden!

An die Riviera mit RdF.

Acht Tage Landaufenthalt in Italien — Weltberühmte Reiseziele jetzt für „Kraft durch Freude“ — Im Juni an den Gardasee

Das Reiseprogramm der RdF.-Urlaubsfahrten hat für das Frühjahr 1939 ein neues begehrenswertes Ziel erhalten. Durch die von Reichsorganisationsleiter Dr. Ley mit den italienischen Organisationen getroffenen Abmachungen ist es möglich gemacht worden, daß nunmehr außer den bekannten Seefahrten „Rund um Italien“ auch Urlaubsreisen nach Italien durchgeführt werden, die ausschließlich einem Landaufenthalt gewidmet sind. Als RdF.-Urlaubsgebiet für den Landaufenthalt in Italien ist die schönste Küste des Landes, das Paradies des Imperiums, die Riviera,

und ferner der Gardasee ausgesucht worden. 36 RdF.-Urlaubzüge werden in den kommenden Monaten, Ende März beginnend, nach dem Süden starten.

Die italienische Schwesterorganisation der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, das Freizeitwerk „Dopolavoro“, hat die Ausgestaltung des deutschen Urlaubs an der Riviera und am Gardasee übernommen. Die Teilnehmer dieser Urlaubsreisen werden für die Hin- und Rückfahrt Sonderzüge mit D-Zug-Wagen benutzen. Die Unterbringung geschieht nur in erstklassigen Hotels. Alle Dopolavoro-Einrichtungen können während des Landaufenthaltes in Italien von den RdF.-Urläubern kostenlos in Anspruch genommen werden. Dampferfahrten führen an der in der ganzen Welt einzig dastehenden Rivieraküste mit den bekannten Badeorten Genua, San Remo, Massio, Rapallo usw. entlang.

Die weltberühmte Hafenstadt Genua, die heute schon über hunderttausend RdF.-Urläuber bei ihren Seereisen kennengelernt haben, wird eingehend besichtigt; sie wird nunmehr auch die zum Landaufenthalt nach Italien fahrenden deutschen Volksgenossen begeistern. Verschiedene Omnibusfahrten ins Hinterland der Küste, mit dem Blick auf die 3000 Meter hohen Berge der Südalpen, sind im Fahrpreis eingeschlossen.

Für die Zeit des Aufenthaltes in Italien kann jeder RdF.-Urlauber ein Taschengeld bis zu 25 Reichsmark mitnehmen. Es muß bei der Anmeldung eingezahlt werden und wird in Italien in Lire zur Verfügung gestellt.

Die für die RdF.-Urläuber vorgesehenen Urlaubsgebiete liegen an der westlich von Genua gelegenen Riviera di Ponente mit San Remo und Massio. San Remo gehört zu den schon seit Jahrzehnten bekannten Badeorten, die vorzugsweise von Deutschen aufgesucht wurden. Die ab Juni nach Italien fahrenden RdF.-Urläuber werden am Gardasee wohnen, der seines Fjordcharakters und seiner subtropischen Vegetation wegen weit berühmt ist.

Durch diese neuen RdF.-Fahrten wird dem deutschen schaffenden Menschen der Besuch einer Landschaft ermöglicht, die bislang den internationalen Luxusreisenden vorbehalten war. Diese Feststellung zeigt, welche große politische Bedeutung den neuen RdF.-Reisen zukommt. Ein weiterer Baustein zur Festigung der Achse Rom—Berlin ist geschaffen worden. Deutsche Arbeiter, die die ersten der Welt waren, die auf eigenen Schiffen bis zu fremden Erdteilen fuhren, sind nun auch die ersten, die in Olivenhainen und unter Zypressen, Orangen und Zitronen an der Riviera ihren Urlaub verbringen.

Für die ganze Welt dokumentieren diese Reisen ein weiteres Stück gestalteten Nationalsozialismus. Nie aber wäre die Durchführung derartiger Urlaubsreisen an eine Küste, die zu den schönsten der Welt gehört, möglich gewesen, wenn nicht die große Freundschaft zwischen dem Führer und Mussolini den Plänen der Freizeitorganisationen Deutschlands und Italiens zur Seite gestanden hätte.

Die Achsenpolitik, die ihr stahlhartes Gefüge vor aller Welt bei den großen politischen Auseinandersetzungen so glänzend bewiesen hat, zeigt mit diesen Urlaubsreisen, daß sie sehr wohl auch in der Lage ist, soziale Forderungen unserer Zeit zu verwirklichen. Die Arbeiter Deutschlands und Italiens werden fortan in gegenseitigen Besuchen beide Länder bereisen und dadurch immer mehr zu einer Verständigung und gegenseitigen Achtung beitragen.



Aufn.: S. Liebetrau

Kamerad Pferd im Werk (Henrichshütte)



Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt seine Kriegserlebnisse

Ein Arbeitskamerad aus unserem Werke Witten wird uns die Erlebnisse und Abenteuer schildern, die er als Besatzungsmitglied des Hilfskreuzers „Wolf“ hatte. Der Verfasser, Arno Trunk, der Torp.-Ob.-Bts.-Maat war, stellt uns auch dazu laufend aus dem reichen Schatz der Aufnahmen, die er damals mit dem verschiedensten „gekaperten“ Fotomaterial machte, interessante Bilder zur Verfügung.

Kriegsjahr 1915. Englands Hungerblockade lastete schwer auf Deutschland. Unsere Lebensmittel wurden knapp und immer teurer. Gleiches mußte mit Gleichem vergolten werden. Mußten wir hungern, sollte nun auch das englische Volk den Krieg spüren. Hilfskreuzer „Möve“ lief aus und erreichte glücklich den Atlantik. Wie ein Teufel stürzte sie sich auf die feindlichen Handelsschiffe und vernichtete große Werte an Lebensmitteln und Kriegsmaterial neben den ganz enormen Verlusten an Schiffstonnage. England schrie auf, England wurde an seinem Lebensnerv getroffen. Alles wurde aufgeboten, diesen kühnen „Räuber“ — wie sie die „Möve“ nannten — abzufangen. Vergebens, deutsche Seeleute hatten dem Gegner ein Schnippchen geschlagen. Wohlbehalten kehrte das wadere Schiff in die Heimat zurück. Es hatte bewiesen, daß die englische Sperre doch nicht so engmaschig war; ein deutsches Schiff hatte ein Loch gefunden und war auch beherzt hindurchgeschlüpft. Unermeßlicher Schaden wurde England zugefügt. Nur hier war England zu treffen, nur der Seemann konnte Albion in die Knie zwingen. Dies erkannte auch die oberste Marineleitung und rüstete ein zweites Schiff aus, um England noch härter zu treffen.

Zu dieser Zeit fuhr ich auf einem Torpedoboot. Vom Seekrieg hatte ich mir eine ganz andere Vorstellung gemacht. Frisch und fröhlich auf den Feind stürzen, den Feind stellen, wo man ihn findet, und kämpfen bis zum Sieg oder Untergang. Davon hatte ich bis jetzt noch nichts gemerkt. Kein Gegner ließ sich sehen, die ewigen Kontrollfahrten in die Nordsee mit ihren Kriegswachen Tag und Nacht wirkten ermüdend. Erleben wollten wir etwas, kämpfen wollten wir, und keine Aussicht war vorhanden. Deshalb meldete ich mich zu einem Sonderkommando und wurde auch im Februar 1916 zu meiner größten Freude von Bord kommandiert. Vierzehn Tage lang weilte ich mich in meiner Stammkompanie und glaubte schon, vom Regen in die Traufe gekommen zu sein, als ich eines Tages beim Appell verlesen wurde. Danach hatte der Obermaat Trunk morgen früh mit gepacktem Kleidersack vor der Kaserne anzutreten und ein Kommando der 7. und 2. Kompanie zur Werft zu führen. Hurra, jetzt kam es, was ich so lange ersehnt und erwartet hatte! Pünktlich 7.30 Uhr stand ich vor der Kaserne und fand dort schon das zu überführende Kommando angetreten. Alles Kerls, denen man ansah, daß sie sich vor Tod und Teufel nicht fürchteten. Vom Feldweibel bekam ich ein Namenverzeichnis der Leute, den Wunsch „Viel Glück auf Ihrem Himmelfahrtskommando“ mit auf den Weg und war entlassen. Wenige Minuten später standen wir vor einem großen, fast neuen Handelsdampfer. Lärm schallte mir entgegen, die Niethämmer vollführten einen Riesenspektakel, Schweißapparate zischten und spritzten mir einen Funkenregen entgegen, als ich zur Meldung den Laufsteg passierte. Fürchterlich sah es an Deck aus. Ueber Leinen, Schläuche, Risten, Munitionsbüchsen konnte ich mir kaum einen Weg zum Oberdeck bahnen, um dem wachhabenden Offizier die Meldung zu erstatten. Na, hier bin ich ja auf einen netten Kasten geraten, war mein erster Gedanke. In halbfertigen Wohnräumen wurden wir untergebracht, Tische und Bänke hingen schon an den Wänden. Also bestand ja doch wenigstens die Aussicht, hier schon ein warmes Mittagessen zu bekommen. Meine Sachen waren schnell im Spind verstaut, und nun machte ich sofort einen Erkundungsgang durch das Schiff. Aha, hier war hinter der Kelling ein 15-Zentimeter-Geschütz aufgestellt. Und was ist das da hinten? Lang, an die Kelling gebaut, stand dort ein Torpedoausstoßrohr, wirklich, gegenüber an der anderen Seite auch noch eins und noch ein Geschütz. Auf der Schanze stand ein weiteres 15-Zentimeter-Geschütz, so glücklich getarnt, daß es auch der Fachmann aus kurzer Entfernung nicht als ein solches ausmachen konnte. Am Vordeck fand ich zwei weitere Torpedorohre und Geschütze. Ein Blick unter die Back. Aha, auch hier waren zwei Geschütze eingebaut. Aus einem Handelsdampfer wurde hier durch unsere tüchtigen Werftarbeiter ein Kriegsschiff gemacht. Ich wußte vorläufig genug. Bei nächster Gelegenheit würde ich mir auch einmal das Schiff unter Deck ansehen. Eins stand fest: mit diesem Schiff und seiner Ausrüstung konnten

wir uns sehen lassen. Zurückgekehrt an Deck, schallte mir Marschschritt entgegen. Ein Blick über die Kelling genügte. Die restliche Besatzung, bestehend aus Heizer-, Minen- und dem seemannischen Personal in Stärke von etwa 300 Mann, rückte an. Da waren wir vom Torpedopersonal mit unseren 24 Mann natürlich nur ein kleiner Teil. Erstaunte Gesichter sahen am Schiff hoch, seemannische Augen schätzten seine Seetüchtigkeit ab und ich glaube, alle waren befriedigt. Dann ergoß sich ein Menschenstrom, bepackt mit Kleidersäcken, in die angewiesenen Wohnräume. Das Zwischendeck des Vorschiffes war zu Unterkunftsräumen für die Besatzung nett und wohnlich ausgebaut worden, etwas eng, aber geduldige Schafe gehen ja bekanntlich viele in einen Stall. Ein Fragen über den Zweck und das Ziel des Schiffes setzte ein, doch niemand vermochte Auskunft zu erteilen. Die Werftarbeiter waren genau so schlau wie wir. G. G. — ganz geheim war alles, was sie uns verraten konnten. Ein ganz Schlauer von der Wasserkannte tippte auf Irland. Gott, warum nicht! Irland strebte seine Selbständigkeit an, warum sollten wir uns nicht dort einen Bundesgenossen werben und ihn schließlich durch eine Ladung Gewehre und anderer Waffen unterstützen. Aber wozu dann die Menge Geschütze? „Ach“, versuchte ein anderer Matrose seine Kameraden zu überzeugen, „wenn wir glücklich ankommen, werden sie abmontiert und an Land verwendet.“ Möglich, aber unwahrscheinlich.

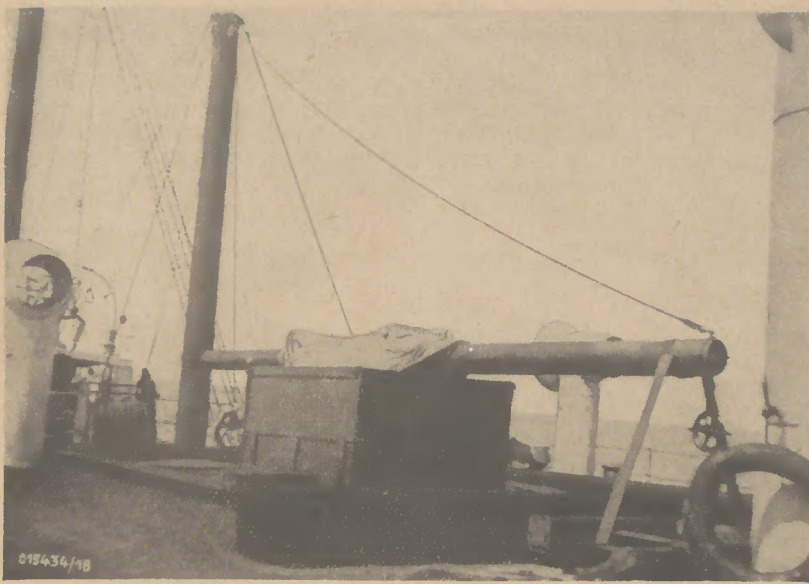


Der Kommandant, Kapitän zur See Nerger

Ein greller Pfiff: „Baden und Banken“, trieb alles plötzlich auseinander. Dies ist der liebste Pfiff für den Seemann. Ruft er doch zum Essen, und der Seemann hat immer einen Bärenhunger. „Wo ist die Kombüse, wo ist das Eßgeschirr?“ schallte es jetzt durch die Räume. Es dauerte nicht lange, und schon waren die Backschafter unterwegs. Ihr schnelles Wiederkommen bewies die Zindigkeit der Matrosen. Der Geruchssinn hatte sie nicht enttäuscht. „Oh, wenn wir hier immer so viel und so gutes Essen bekommen, dann kann der ‚Alte‘ mit uns ‚sonstwohin‘ fahren, wenn's drauß ankommt nach Afrika oder Amerika, wir fahren mit“, hörte ich im Vorbeigehen einen Heizer sagen. Du ahnungsloser Engel. Viel weiter sollte es gehen. Aber das war ja vorläufig noch ganz geheim. Nach dem Mittagessen gestellte wieder die Pfeife des wachhabenden Unteroffiziers durch alle Wohndecks. „Alle Mann achterraus.“ In der Hoffnung, jetzt etwas Näheres zu erfahren, stürzte die Besatzung zum Achterdeck. Hier stand der erste Offizier und teilte der versammelten Mannschaft mit, daß es jedem verboten sei, über sein jetziges Schiff und dessen Ausrüstung zu sprechen. Wir sind von Spionen umgeben, und ein einziges unbesonnenes Wort genügt, um unsere große

Aufgabe unmöglich zu machen. Vielleicht noch Schlimmeres, es kann uns allen das Leben kosten. Also geheim und nochmals geheim. Ich glaube, wir alle werden hier an Bord noch „Geheimräte“.

So, und nun an die Arbeit. „Bootsmann, verteilen Sie die Leute an die Arbeit.“ Dieser Befehl brachte mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Gruppenweise wurden die Matrosen unter Führung der Unteroffiziere an die Arbeit geschickt. Und Arbeit war in Hülle und Fülle da. Zuerst wurde für Reinlichkeit in den Wohnräumen gesorgt. Nach kurzer Zeit schon flossen Bäche von Wasser durch alle Räume. Mit voller Begeisterung arbeiteten die Matrosen in ihren langen Seestiefeln in diesem See von Wasser. „So, Jungs, nun mal alles schön geschruppt, und alles sauber gemacht, der Werstdreck muß verschwinden, erst dann können wir uns hier wohlfühlen“, hörte ich die Unteroffiziere die Leute anfeuern. Mit Feuereifer stürzten sich die Kerls in die schmutzigsten Ecken und Winkel, schrubbten, trakteten, scheuerten, bis alles blühblank war. Zum Abendbrot sahen unsere Räume ganz anders aus, nicht wiederzuerkennen. „Wir werden schon Ordnung halten“, sagte Hein zum Kori, „wenn bloß erst mal die ‚Werftgrandies‘ (damit meinten sie die Werftarbeiter) von Bord wären.“ Dieser Wunsch sollte uns aber vorläufig noch nicht erfüllt werden. Denn viel Arbeit hatten sie noch zu leisten, um aus diesem Handelsdampfer ein Kriegsschiff zu machen. Auch die Besatzung hatte noch schwere Arbeit zu verrichten, um alles an Bord zu bekommen, was zur Ausrüstung gehörte. Es waren aber alles Kerle, ausgesuchtes Personal, die zupackten, ohne zu murren, und



Das getarnte Heckgeschütz

sie schafften von morgens bis abends. Leisetreter und Mutterföhnchen waren hier nicht zu gebrauchen. Jetzt nicht und später noch viel weniger. Für Drückeberger war hier kein Platz. Hier mußte jeder zugreifen, und einer mußte sich unbedingt auf den anderen verlassen können.

Die nächsten Wochen und Monate wurden durch schwere und schwerste Arbeiten reichlich ausgefüllt, während die Werft an der Fertigstellung des Schiffes arbeitete. Munition kam in großen Mengen an Bord und mußte in den bereits fertiggestellten Munitionskammern untergebracht werden. Proviant wurde wieder aufgefüllt, unglaublich, was eine 360 Mann starke Besatzung vertilgen kann. Die aller schlimmste Arbeit war aber doch die Kohlenübernahme. Wochenlang waren wir von morgens bis abends in eine dichte Kohlenstaubwolke eingehüllt. Man kann es einfach nicht begreifen, welch eine Menge Kohlen in einen einzigen Schiffsraum hineingehen. Und wir hatten deren vier. Hier sah man erst, was die Besatzung zu leisten imstande war. Ohne zu murren oder zu knurren wurde mit viel Humor diese fürchterliche Arbeit verrichtet. Die Hauptarbeiten der Werft am Schiff waren erledigt, die fürchterlichen Niet-hämmer waren verschwunden. Nur noch kleinere Schönheitsarbeiten konn-

ten verrichtet werden. Am Schornstein machte sich eine Gruppe Werftarbeiter zu schaffen. Er wurde so verändert, daß er in kurzer Zeit aus einem hohen schlanken in einen kurzen dicken Kamin verwandelt werden konnte. Ebenso die Masten. Weiter wurde noch eine Vernebelungseinrichtung eingebaut, um in Zeiten höchster Gefahr hinter einer künstlichen Nebelwand verschwinden zu können. Leuchtend weiß wurde am Bug und Heck der Name „Jupiter“ aufgemalt, und nun hatte das namenlose Schiff doch wenigstens einen Namen, wenn es ja auch nicht der richtige war. Der Hilfskreuzer „Wolf“ hatte sich hinter dem „Jupiter“ versteckt. Alles war der Meinung, daß nun der Tag unseres Auslaufens nicht mehr allzufern läge. Aber auch darin hatten wir uns alle gründlich getäuscht. Alles nur Verschleierung. Der Name „Wolf“ durfte von jetzt an nicht mehr gebraucht werden. Kohlendampfer „Jupiter“ hieß jetzt unser Schiff, und es sah auch nach der langen Kohlenübernahme wirklich so aus.

(Fortsetzung folgt)

Eines der Torpedoausstoßrohre bei geöffneten Klappen
Aufgenommen durch ein Bullauge



FÜR DEN FEIERABEND

Kleine Betrachtung über den „Nachbarn im Westen“

„Die Völker des Abendlandes haben in dem lobenswerten Bestreben, ihr eigenes Wesen recht zu erkennen, das sie Unterscheidende oft allzusehr betont.“
J. C. Peters

Wir wollen uns jetzt nicht in tiefgründigen Gedanken ergehen über französische Lebensart und französische Kultur. Hier ist nur Platz, um kurz einige Lebensgewohnheiten unseres Nachbarvolkes zu streifen, damit wir ein besseres Verständnis gewinnen für die Ideenwelt und die Eigenarten des Franzosen, besonders des Parisers. (Im übrigen: Paris ist nicht Frankreich!)

Wer selbst in Paris gewesen ist, wird gesehen haben, daß es keines „Zeitalters der Verstandigung“ à la Genf bedarf. Die Verschiedenheiten zwischen deutschem und französischem Wesen sind zwar groß, aber es ist nicht so, daß sie sich gegenseitig ausschließen, nein, sie ergänzen sich so vorteilhaft, daß man schon ruhig von einer Gefahr für die europäische Kultur sprechen kann, würden sie sich gegenseitig verschließen.

Kommt ein junger Mann — sagen wir mal ein Student — nach Paris, so hat er von der „latin civilisation“ und der „culture française“ meist nur eine schwache Vorstellung. Die berühmte „clarté française“ — was kaum mit „französische Klarheit“ zu übersetzen ist — ist für ihn graue Theorie. Bald wird ihm dann auffallen, daß auch der Franzose das Wort „Organisation“ kennt, und in der Wissenschaft, in seinem Geistesleben macht er es sogar zu einem Wissenszweig organischer Gestaltung. (Die gemeinsame Quelle von „organisch“ und „Organisation“ wäre ein paar Gedanken wert.) Der Franzose haßt nämlich bei seiner wissenschaftlichen Arbeit nichts so sehr wie den Mangel an Ordnung und die Anhäufung von totem Stoff. Schon bald wird unser Student das auf der Sorbonne in seinen Studien und Examen bemerken. Kenntnisse allein können dort nicht imponieren, zu diesem Nützeug muß das Persönliche, das Individuelle, das Originelle, das Außergewöhnliche, ja, ich möchte fast sagen das Ungewöhnliche, eben das typisch Französische in der geistigen Arbeit hinzutreten.

Es herrscht auf der Sorbonne, der Universität, die gleiche Freiheit, die wir „draußen“ finden — wie wir noch sehen werden. Der Student kann seine Studien betreiben oder bummeln, er kann sagen oder schreiben, was er denkt, unbekümmert um die Auffassung des jeweiligen Professors. So fragte einmal ein Student, der eine Arbeit vorbereitete, seinen Professor, ob er das Recht hätte zu sagen, die französische Gesellschaft sei während des 18. Jahrhunderts bis in ihre Tiefen hinein verdorben gewesen. „Nicht nur haben Sie das Recht, das zu sagen“, antwortete der Professor, „wenn Sie sehen, daß es auf Wahrheit beruht, ist es Ihre Pflicht, es zu sagen.“ Nur in einem einzigen Falle ist der Student im Unrecht, wenn er nämlich eine feststehende Tatsache übersehen oder falsch erklärt hat, ähnlich einer Jahreszahl oder einem geschichtlichen Ereignis. Sonst werden seine Meinungen und Ansichten immer respektiert.

Aber es gibt auch hier eine „Rückseite der Medaille“, die auch betrachtet werden muß! Diese Freiheit, die so viele, besonders junge Menschen in ihren Bann zieht, hat ein vollständiges Fehlen von Genauigkeit und Sorgfalt und eine ungeheure Unparteilichkeit und Gleichgültigkeit in ihrem Gefolge. Niemand regt sich über die „Missetaten“ seines Nachbarn auf, keiner aber ist auch besorgt um sein Wohlergehen. Auch um unseren Studenten wird es lange Zeit, vielleicht immer, einsam bleiben. Viele Studenten und auch Nicht-Studenten verweilen Monate oder sogar Jahre in Paris, und sie bleiben vollständig sich selbst überlassen. Darum erstand vielleicht auch, als Zufluchtsstätte, die „cité universitaire“, die Studentenstadt in Paris, wo viele ausländische Studierende in einem eigenen Viertel in Häusern, die genau den Bauten ihres Heimatlandes nachgebildet sind, zusammen wohnen.

Die französische Familie ist schon oft mit einem Atom verglichen worden: sie ist unteilbar und undurchdringbar. Ist auch jetzt vielleicht etwas Neues über das Atom entdeckt worden, die französische Familie bleibt doch die gleiche wie zuvor. Angenommen, ein französischer Professor wird eingeladen, an einer ausländischen Universität Vorlesungen zu halten, so wird er dort wie ein Gesandter behandelt und wird zum Tee, zu Ausflügen und Empfängen eingeladen. Auch in Paris werden ausländische Professoren sehr freundlich aufgenommen, aber es ist gut möglich, daß sie während ihres zwei- oder dreimonatigen Aufenthaltes keine Menschenseele kennenlernen, außer Kollegen und Studenten. Und nicht nur Professoren geht es so! Gaßfreundschaft und Gaßfreundschaft ist eben ein Unterschied — der Unterschied zur deutschen, die tatsächlich vom Herzen, nicht vom Verstande herkommt, liegt auf der Hand. — Es gehört zur Natur des Parisers, seine Gäste freundlich aufzunehmen und dann keine Notiz mehr von ihnen zu nehmen. Aber vielleicht tröstet unseren Studenten die Freiheit, die er in Paris genießt und die jeder individuellen Eigenart entgegenkommt, sehr bald über die Einsamkeit hinweg.

Jedes Land in der Welt hat in seinem Wortschatz eine Reihe von feststehenden Ausdrücken, auf die der Fremde zuerst stößt. Auch Paris ist seit jeher — besonders bei den Angelsachsen — mit solchen Worten in Verbindung gebracht worden, wie „sin“ (Sünde), „hot“ (heiß), „petites femmes“ (kleine Frauen), so wie England immer durch die Begriffe „stiff“ (steif), „cold“ (kalt) und „hypocritical“ (scheinheilig) gekennzeichnet wird. Jeder Ausdruck hat schon seine gewisse Berechtigung, doch haben Abneigung, Kurzsichtigkeit und Unwissenheit hierbei stark nach oben hin aufgerundet.

Die Freiheit in Paris, das Recht, daß jedes Individuum tun kann, wie ihm beliebt, sagen kann, was ihm beliebt, ohne die geringste Reue oder sogar Ärger zu erregen ... das alles sind Dinge, die bewirken, daß die Bevölkerung Frankreichs zum großen Teil ihre Wohnsitze in der Provinz

verläßt und nach Paris zieht. Nicht nur junge Leute, sogar „old maids“, die die Jahre weit hinter sich gelassen haben, in denen man durch Cabarets und Night-Clubs angezogen wird, arbeiten jahrelang, nehmen die härtesten Entbehrungen auf sich, nur um ein Semester an der Sorbonne verbringen zu dürfen. — Und: hart muß in Paris gearbeitet werden, obwohl viele diese Tatsache bezweifeln!

Viele Bücher sind schon über unseren „Nachbarn im Westen“ geschrieben worden, besonders in den letzten Jahren. Neben den besten — wozu ich auch das schon vor mehreren Jahren erschienene Buch „Gott in Frankreich“ des

Rheinländers Friedrich Sieburg, des langjährigen Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung“ in Paris, zähle — dürfen wir nicht die zahllosen Kriegsbücher unserer Frontsoldaten vergessen, die wohl in erster Linie dazu berufen sind, über den Franzosen, ihren früheren Gegner, und sein Land zu schreiben. Und gerade unter den Frontsoldaten — ob auf dieser oder jener Seite — finden wir diejenigen, die immer und immer wieder arbeiten, zusammenarbeiten, um die beiden größten Nationen des Kontinents — noch dazu Nachbarvölker — zu Bollwerken der europäischen Kultur zu machen.

Th. Bl.

DIE WERKSCHÜCHEREI

4. Nachtrag zum Verzeichnis der Bücherei, Werk Witten

Kolbenheyer, E. G.:	Das gottgelobte Herz (Roman aus der Zeit der deutschen Mystik)	472
Halter, Heinz:	Finnlands Jugend bricht Rußlands Ketten / Die Geschichte des Preussischen Jägerbataillons 27 (Ein Tatsachenbericht aus dem Weltkrieg)	473
Killinger, Manfred:	Das waren Kerle!	474
Timmermanns, Rudolf:	Die Helden des Alcazar.	475
Bücher der jungen Nation, Bd. 6:	Erlebnisse der Kameradschaft	476
Manten, Eberhard v.:	Auf See unbefiegt (30 Einzelbarstellungen aus dem Weltkrieg)	477
Eichelbaum, E.:	Das Jahrbuch des deutschen Heeres (1939)	478
Eichelbaum, E.:	Das Jahrbuch der deutschen Luftwaffe (1939)	479
Gadow, R.:	Jahrbuch der deutschen Kriegsmarine (1939)	480
Daumann, R. G.:	Gefahr aus dem Weltall (Ein utopischer Roman).	481
Gerstäcker, Friedrich:	Gold (Ein kalifornisches Lebensbild)	482
Gerstäcker, Friedrich:	Unter dem Äquator (Javanisches Sittenbild)	483
Tremel-Eggert, Runi:	Freund Sansibar (Ein Roman aus unseren Tagen)	484
Ley, Robert:	Soldaten der Arbeit.	485
Weißler, H. W.:	Der unheilige Florian (Roman)	486
Ganghofer, Ludwig:	Der Unfried (Roman)	487
Trenker, Luis:	Sperrfort Rocca Alta	489
Fischer, Hanns:	Der Rhythmus des kosmischen Lebens und Hörbigers Welteislehre.	490
Behm, H.:	Hörbigers Welteislehre	491
Froemberg, H.:	Franco (Ein Leben für Spanien)	492
Karstedt, Oskar:	Der weiße Kampf um Afrika, Bd. 2: Deutschland in Afrika	394
Seidel, Ina:	Lennacker	493
Nowak:	Verdi	494

Jünger und Apostel einer Wahnidee war er nach Rußland gezogen, und eben darum wirkt das Buch so erschütternd, weil aus jeder Zeile die grenzenlose Enttäuschung hindurchblickt, die der Verfasser, gegen seinen Willen eigentlich, eingestehen muß. Dieses Buch dient nicht der Propaganda, aber weil es so nüchtern, so sachlich, so echt geschrieben ist, ist es mit zur stärksten Waffe geworden, die gegen Stalin geschmiedet wurde, und sie wird im Kreml ein Wutgeheul hervorgerufen haben! Nicht die freiwillig mitgetragene Härte des Sowjetlebens und die Not des Volkes der UdSSR. hat den Glauben des Verfassers — so sagt er selbst — an das bolschewistische Heil zum Wanken gebracht, sondern die Gewißheit, daß das ganze grausige Geschehen in Rußland nicht die Geburtswehen einer besseren Zeit, sondern der Todeskampf eines lebensunfähigen, unfruchtbaren Systems bedeutet.

Zahlreiche ausgezeichnete Bilder stammen aus dem Besitz des Verfassers, der sein Buch, seine Beichte, mit der Widmung versieht: Den Opfern des Bolschewismus, den Toten des unglücklichen russischen Volkes zum Gedächtnis. — Den wahren Sozialisten in aller Welt zur Warnung!

Theodor Bledmann

Boree, Karl Friedrich. — Die Geschichte eines Unbekannten. — Wolfgang-Krüger-Verlag, Berlin.

Dieses Buch ist nicht nur die Geschichte eines Unbekannten, sondern schildert dessen ungeheuerliche Schicksale in so nüchtern-erregenden Worten, daß man das Buch in einem Zuge ausliest. Der Sohn Sergius einer deutsch-baltischen Familie gerät bei Kriegsausbruch in den großen, inneren Konflikt, als er sich gegen den Willen seines Vaters für das russische Heer meldet. Aber auch Sergius spürt bald, fern in der Garnison in Tiflis, wo er als Offizier weilt, daß er Deutscher ist. — Die Revolution bricht aus, Sergius, jetzt Sprecher des Soldatenrates, versucht, auf die deutsche Seite überzulaufen. Es gelingt nicht, und er wird Telegraphist, dann Fahrdienstleiter, kommt endlich mit anderen deutschen Freiwilligen nach Gelsenkirchen, wo sie auf der Zeche „Caesar I“ beschäftigt und versehentlich als Gefangene behandelt werden. Von hier flüchtet Sergius und kommt dank merkwürdiger Umstände über Dortmund und Unna bis an die alte, polnische Grenze, wo er als angeblich entlaufener, russischer Kriegsgefangener in ein Gefangenenerlager kommt. Er wird Totengräber im Lager, kommt dann am Ende des Krieges mit einem Gefangenentransport zurück nach Rußland, wird „Altester des Verbindungswezens“ bei der „Roten Armee“ und scharf überwacht, da man ahnt, daß er zu den „Weißen“ überlaufen will. Das gelingt, aber die halten ihn für einen Spion. Durch Zufall wird er dann bei den „Weißen“, deren gesunkene Moral er schonungslos klagt, Offizier und erlebt die große Tragödie der „Weißen Armee“ in Sewastopol auf der Halbinsel Krim. Mit dem letzten Schiff, das Sewastopol vor der Einnahme durch die „Roten“ verläßt, kommt er nach Konstantinopel, erlebt hier furchtbare Stunden und läßt sich in seiner Not mit anderen Russen zur französischen Fremdenlegation anwerben, wo er es in Syrien und Nordafrika bis zum Sergeanten bringt.

Dieser Mensch, der jetzt erst achtundzwanzig Jahre ist und zehn Jahre lang als „Held wider Willen“ ein Abenteuerleben führen mußte, zittert, als er wieder in das zivilisierte Leben hinaustritt. Er betrachtet sein bisheriges Leben als Fluch, als Zuchthausstrafe, nicht als einen Reichtum an wunderbaren Abenteuern. Das wunderbarste aber ist, daß es diesem Menschen dennoch nach den vielen Irrfahrten seiner Odyssee gelungen ist, endlich nach Deutschland zu kommen, in das Land seiner Väter, um das er zehn Jahre lang beispiellos gekämpft hat. Ein Mann ging nach Deutschland, und dieser Weg dauerte zehn Jahre.

Alles in allem: ein hartes, männliches Buch, das verdient, gelesen zu werden, kein bloßes Abenteuerbuch, sondern ein Buch, das stark und stolz macht und erlebtes Leben ist.

Theodor Bledmann

DER GARTEN

Unsere Gartenarbeit im März

Nachdem wir unseren Garten gut und richtig gedüngt haben, wird es Zeit, auch an die Frühjahrbestellung zu gehen. Steht uns ein Mistbeet zur Verfügung, dann säen wir je eine Portion Blumenkohl (Sorte: Le Cerf), Weißkohl (Erste Ernte), Wirsing (Bonner Advent), Rotkohl (Haro), Kohlrabi (Wiener Glas), Porree (Weißer Elefant), Tomaten (Lufallus), Sellerie (Prager Riesen) aus, um schöne, frische und gesunde Pflanzen zu haben. Die Erde für diese Aussaaten muß aber gut sandig sein, damit die jungen Pflanzen nicht faulen. Beim Aussäen gut gießen; sind aber die Pflanzen aufgegangen, müssen sie möglichst trocken gehalten werden. Haben wir noch Platz im Mistbeet, können wir noch Radies (Non-

Albrecht, Karl I. — Der verrätene Sozialismus / Zehn Jahre als hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion. — Ribbelungen-Verlag, Berlin-Leipzig.

Der Bizefeldwebel Karl Albrecht, dessen „Wagemut und Schneid“ seine Vorgesetzten bei den Feldbeurteilungen immer wieder hervorheben, wurde nach dem Kriege, in erster Linie durch die ungeheure Enttäuschung der Frontsoldaten, Kommunist und ging als Fortspesialist mit den höchsten Idealen in das „Vaterland aller Werktätigen“, wo er zehn Jahre lang, von 1924 bis 1934, in den höchsten Staatsstellen tätig war. Die Unterschriften Stalins und Molotows auf seinem Ausweis öffneten ihm alle Türen, ja sogar die Geheimakten.

In dem Vorwort zu seinem Buche sagt der Verfasser, der jetzt in Zürich lebt, u. a. folgendes: „Ich war Sozialist, und ich bleibe Sozialist. Aber ich war Kommunist und glaubte an den Bau des Sozialismus in der Sowjetunion. Die Erlebnisse in der UdSSR. zwangen mich, diesen Glauben aufzugeben. Wenn dieses Bekenntnis, wenn diese offene Warnung an die sozialistischen Kameraden in aller Welt mich mein Leben kosten sollte, wenn die Rache der G.P.U. mich trifft, dann möge mein Tod die Wahrheit, für die ich kämpfe, bekräftigen.“

Und daß dieses Buch lautere Wahrheit ist, das sieht der Leser schon nach den ersten Seiten, ohne auf die Höhe der Auflage gesehen zu haben, die in knapp einem Jahre das 20. Tausend erreicht hat.

Einige Kapitelüberschriften: Mit rotem Diplomatenpasse nach Skandinavien und Deutschland. — Deutsche Kommunisten in Moskau. — Kriminalverbrechen als Kampfmittel des Bolschewismus. — In den Kerker der G.P.U. — Das Revolutionstribunal verurteilt mich zum Tode. — Vom G.P.U.-Gefängnis in das deutsche Konzentrationslager.

Mit rücksichtsloser Offenheit wirft der Verfasser den Schandfleck Europas, das bolschewistische Rußland, in die Weltbühne. Als glühender

plus ultra) und Möhren (Amsterdamer Treib) und Salat (Maifönig) aus-
säen. — Sind nun die jungen Pflänzchen etwa 5 bis 6 cm groß, so können
wir sie verpflanzen oder, wie es der Fachmann nennt, pikieren, und zwar
in Abständen von 5 cm; dadurch erreichen wir, daß die jungen Pflanzen
kräftig und gesund werden. Außerdem bekommen die Pflanzen durch das
Pikieren ein gutes Wurzelnetz, mit dem sie dann auch in der Lage sind,
sich schnellstens zu entwickeln und somit früh geerntet werden können. —
Aber nicht nur im Mistbeet, sondern auch im Freiland können wir ruhig
ans säen gehen. Als erstes legen wir Dicke Bohnen, dafür ist es allerdings
höchste Zeit. Vor dem Auslegen lassen wir sie zwei bis drei Tage im Wasser
quellen und legen immer zwei Bohnen in ein Loch, sonst aber nicht zu eng
(etwa 10 cm). Die Dicke Bohne will Luft haben, denn sonst, wenn sie zu
dicht stehen, bekommen sie zu schnell Blattläuse, was wir unbedingt ver-
meiden müssen. Wir legen die Dicke Bohne 5 bis 6 cm tief in den Boden,
möglichst nur eine Reihe am Rand entlang. Als Sorte wählen wir Hol-
ländische Weißkeimige. Weiter können wir die ersten Erbsen legen. Damit
wir nun auch schnell ernten können, wählen wir eine ganz niedrige Sorte
Markerbsen, die sich schnell entwickelt, z. B. „Wunder von Witham“, diese
Sorte wird nur 30 cm hoch. Sie braucht also nicht gereißert zu werden.
Damit uns die Vögel nun nicht die Erbsen aus der Erde holen, legen wir
diese 6 bis 8 cm tief. Wenn diese dann durch die Erde brechen, sind die
Spitzen bitter und die Vögel mögen sie dann nicht mehr. Der Reihen-
abstand beträgt 40 bis 50 cm. Weiter können wir schon Möhren, Petersilie,
Schwarzwurzeln, Zwiebeln, Spinat, Melde und Mangold aussäen. Für
alle diese Gemüsearten machen wir uns Beete zur Aussaat fertig. Sie alle
brauchen einen guten, nahrhaften und tiefgründigen Boden, der möglichst
nicht mit frischem Stallung gedüngt worden ist, am besten bereiten wir
diese Aussaatbeete mit Torf vor, dadurch wird der Boden schön locker,

wärmer und hält besser die Feuchtigkeit an. Wir brauchen einen Reihen-
abstand von 20 cm. Die Reihenjaat machen wir deshalb, damit wir die
Beete besser sauberhalten können. Außerdem fördern wir durch das Baden
des Bodens das Wachsen, denn dadurch wird der Boden immer wieder
neu aufgelockert und kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, die Wärme dringt
in den Boden ein und verursacht ein bedeutend schnelleres Wachstum.
Bei Möhren, Zwiebeln und Petersilie können wir etwas Salatsamen mit-
durchmischen. Der Salat geht sehr schnell auf, wir sehen dadurch schon früh
die Reihen und können daher auch schon früh mit dem Lockern des Bodens
beginnen. Nur Melde säen wir breitwürfig, also nicht in Reihen. Die Aus-
saat geht folgendermaßen vonstatten. Wir ziehen im Abstand von 20 cm
ganz flache Reihen. In diese streuen wir ganz fein den Samen. Am besten
nehmen wir den Samen auf eine Untertasse und von dort immer so viel,
wie wir mit drei Fingern greifen können, dies lassen wir dann ganz fein
und dünn den Fingern entgleiten. Wir müssen beim Säen den Samen
beobachten und fallen sehen. Wenn wir bedenken, daß 50 bis 80 Prozent der
Samenförner keimfähig sind, können wir berechnen, wie wenig Samen
wir wirklich brauchen. Der Samen muß natürlich gut sein. Petersilie
brauchen wir nur eine Portion. Möhren, Zwiebeln und Mangold je zehn
Gramm, Schwarzwurzeln und Spinat je zwanzig Gramm, Erbsen etwa
100 bis 125 Gramm. Als Sorten kommen in Frage: Frühe Möhren (Man-
teife), Späte Möhren (Perfektion), Petersilie (Mooskrause), Zwiebeln
(Zittauer Riesen), Spinat (Erster Stich), Mangold (Lufullus) und Schwarz-
wurzeln (Einfährige Riesen). Liegt nun der Samen in den Reihen, decken
wir ganz fein ab. Als Norm gilt: Es soll dreimal soviel Erde zum Abdecken
genommen werden wie das Samenforn die ist. Nur wenige Sorten Samen
werden stärker zugedeckt. Berücksichtigen wir alle diese Sachen, so wird der
Erfolg auch nicht lange auf sich warten lassen.

KLEINE MITTEILUNGEN

Unsere Jubilare

Gussstahlwerk Witten

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:



Links:
Gustav Köhle,
Kaufmann, Verkauf
am 1. März 1939

Auf eine fünfundzwanzig-
jährige Tätigkeit konnte
zurückblicken:

Rechts:
Richard Nagel,
Buchhalter, Z.-Buchhaltung
am 1. März 1939



Henrichshütte Hattingen

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



Links:
Fritz Geiß,
Meister, Stahlpuher
am 23. Februar 1939

Rechts:
Albrecht Steffens,
III. Schmelzer, Hochöfen
am 20. Februar 1939



Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:



Links:
Gottlieb Borowski,
Hilfsarbeiter, Bauabteilung
am 2. März 1939

Auf eine fünfundzwanzig-
jährige Tätigkeit konnte
zurückblicken:

Rechts:
Karl Keller,
Oberingenieur, Techn. Büro
am 5. März 1939



Festschließungen

Gussstahlwerk Witten

Erich Schön	J. W.	18. 2. 39
Käthe Wies	Zurichterei	7. 2. 39

Henrichshütte Hattingen

Josef Dewernit	Allg. Rep.-Werkstatt	18. 2. 39
Ernst Schmelt	Hammerwerk	25. 2. 39
Walter Behnes	Stahlformgießerei	24. 2. 39

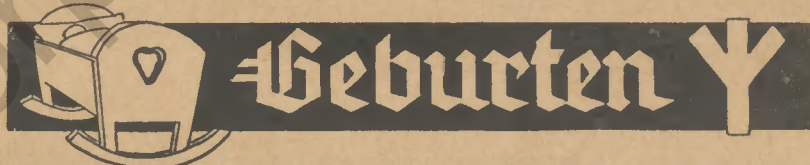
Alfred Otto	Walzwerk	25. 2. 39
Paul Hetfeld	Lehrwerkstatt	3. 3. 39
Wilhelm Reiderling	Bearbeit.-Werkstatt	4. 3. 39
Clemens Leenings	Walzwerk	4. 3. 39
Kurt Karmann		25. 2. 39

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Erich Neumann	Bearbeit.-Werkstatt	7. 2. 39
Hermann Peyer	Kabelfabrik	22. 2. 39
Hans W. Ifti	Kabelfabrik	21. 2. 39

Breihwerte Bradwede

Heinrich Tillmann	Rep.-Schlosserei	17. 2. 39
Hermann Müller	Betrieb IV	25. 2. 39
Hans Hellwig	Werkzeugmacherei	17. 2. 39



Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:			
Johann Suplidi	Feinwalzwerk	21. 2. 39	Horst
Alfred Paar	Stabzieherei	24. 2. 39	Erhard
Ernst Melches	Blechwalzwerk	23. 2. 39	Hermann
Heinrich Temma	Zurichterei	24. 2. 39	Wilfried
Helmuth Kohls	Zur.-Blodstr.	28. 2. 39	Helmuth
Hermann Kromat	Stahlwerk	6. 3. 39	Friedhelm
Eine Tochter:			
Gustav Grünsläger	B. W. II	21. 2. 39	Ingrid
Friedrich Porthmann	Zur.-Blodstr.	18. 2. 39	Annemarie
Werner Weber	Schmiedewalzwerk	23. 2. 39	Ursula
Bernhard Schlüter	Stabzieherei	28. 2. 39	Doris
Walter Teefe	Zur.-Blodstr.	28. 2. 39	Margret
Karl Hobrecht	Zur.-Blodstr.	28. 2. 39	Elisabeth
Gustav Grahe	Zur.-Blodstr.	1. 3. 39	Helga
Karl Sommer	Zurichterei	1. 3. 39	Ilse
Walter Grobe	Schmiedewalzwerk	3. 3. 39	Marie

Henrichshütte Hattingen

Ein Sohn:			
Laurentius Brammen	Eisen gießerei	18. 2. 39	Peter
Erich Teneyken	Walzwerk	18. 2. 39	Udo
Ernst Schlottmann	Stahlwerk	27. 2. 39	Horst
Ignaz Horowski	Koferei	28. 2. 39	Hans-Georg
Wilhelm Klein	Walzwerk	13. 2. 39	Harald
Eugen Keuth	Bearbeit.-Werkstatt	26. 2. 39	Günter
Johann Michels	Bearbeit.-Werkstatt	2. 3. 39	Peter
Heinrich Düllmann	Bearbeit.-Werkstatt	6. 3. 39	Heinz
Wilhelm Behrenbeck	Hochöfen	4. 3. 39	Horst
Martin Lehberger	Stahlformgießerei	5. 3. 39	Gerd
Wilhelm Reiderling	Bearbeit.-Werkstatt	6. 3. 39	Karl-Heinz
Willi Schlander	Stahlwerk	4. 3. 39	Horst

Eine Tochter:			
Heinrich Mühlenkamp	Wärmestelle	16. 2. 39	Erfa
Franz Prahl	Walzwerk	24. 2. 39	Christel
Alex Roe	Stahlformgießerei	2. 3. 39	Doris
Heinrich Körner	Stahlwerk	13. 2. 39	Ursula
Paul Grünh	Hammerwerk	6. 3. 39	Dannelore

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Ein Sohn:			
Josef Porang	Bauabteilung	17. 2. 39	Gerd
Fritz Kubutat	Normerei II	21. 2. 39	Willi
Walter Kopla	Bearbeit.-Werkstatt	22. 2. 39	Hans-Jürgen
Artur Kunz	Werkverwaltung	2. 3. 39	Jürgen
Karl Guder	Normerei I	6. 3. 39	Karl

Eine Tochter:			
Johann Schwarzhoff	Kernmacherei I	16. 2. 39	Urtel
Johann Wolniakowski	Schweißerei	19. 2. 39	Christine
Heinrich Kugler	Formerei I	1. 3. 39	Christel
Willi Rutowski	Radschbau	2. 3. 39	Gisela
Artur Brumann	Formerei I	5. 3. 39	Ingrid

Stahlwerk Krieger

Ein Sohn:			
Winand Linden	Bearbeit.-Werkstatt	23. 2. 39	Rainer Maria
Eine Tochter:			
Hans Steinstraßer	Bearbeit.-Werkstatt	23. 2. 39	Anni Else
Christian Faßbender	Bearbeit.-Werkstatt	25. 2. 39	Gertrud Maria

Innener Gussstahlwerk

Ein Sohn:			
Karl Hippert	Feinpußerei	20. 2. 39	Karl
Walter Balke	B. B. II	23. 2. 39	Karl-Heinz
Eine Tochter:			
Heinrich Hundt	B. B. I	18. 2. 39	Gerda
Wilhelm Kobera	B. B. II	24. 2. 39	Gertrud
Heinrich Willner	Sandstrahlgebläse	25. 2. 39	Kenate

Preßwerke Bradwede

Ein Sohn:			
Wilhelm Hülsmann	Betrieb II	3. 2. 39	Harald
Ludwig Schmidt	Betrieb II	28. 2. 39	Peter
Eine Tochter:			
Wilhelm Heißmann	Betrieb III	8. 2. 39	Margret
Berner Pöhler	Betrieb III	23. 2. 39	Kenate
Ignaz Thöle	Betrieb II	28. 2. 39	Helga

Sterbefälle

Gussstahlwerk Witten

Mathias Schäfer	Invalide	19. 2. 39	73 Jahre
Franz Nowacki	Stahlwerk	20. 2. 39	41 Jahre
Erich Römer	B. B. V	1. 3. 39	34 Jahre
Kind Willi			
des Herbert Wangerl	Hammerwerk I	7. 3. 39	1/2 Jahr

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Heinrich Jansen	Bearbeit.-Werkstatt	20. 2. 39	
Peter Blesgen	Modellschreinerei	20. 2. 39	

Stahlwerk Krieger

Hermann Rht	Stahlwerk	19. 2. 39	
Winand Wingens	Bearbeit.-Werkstatt	19. 2. 39	
Wilhelm Potthoff	Gießerei	21. 2. 39	

Innener Gussstahlwerk

Hans Allstadt	Verwaltung	24. 2. 39	
Anton Würz	Verwaltung (Pfortn.)	25. 2. 39	
Hugo Steffen	Platz	25. 2. 39	
Kind Karl-Heinz Balke		26. 2. 39	

Nachruf

Am 19. Februar 1939 verstarb plötzlich und unerwartet an einer Lungenentzündung unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Hermann Rht

im Alter von beinahe 44 Jahren.

Der Verstorbene hat sich während seiner nahezu einjährigen Tätigkeit bei uns stets als ein guter Arbeitskamerad erwiesen.

Wir werden dem Entschlafenen immer ein ehrendes Gedenken bewahren.

Am 19. Februar d. J. verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Winand Wingens

im Alter von 33 Jahren.

Der Verstorbene hat während seiner nahezu zehnjährigen Tätigkeit in treuer Pflichterfüllung zu unserem Werke gestanden.

Wir werden das Andenken an den guten Arbeitskameraden stets in Ehren halten.

Am 21. Februar d. J. verstarb nach kurzem, schwerem Leiden unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Potthoff

im Alter von 63 Jahren.

Der Verstorbene stand seit dem Jahre 1931 in unseren Diensten und hat sich stets als ein fleißiger Mitarbeiter und guter Arbeitskamerad erwiesen.

Wir werden ihm immer ein ehrendes Gedenken bewahren.

Der Betriebsführer und die Gefolgschaft
der
Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Stahlwerk Krieger
Düsseldorf-Overkassell

Nachruf

Am Montag, dem 20. Februar 1939, verstarb unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Franz Nowacki

im Alter von 41 Jahren.

Der Verstorbene war seit Juni 1920, also insgesamt 18 Jahre, als 1. Kofillennmann in unserer Abteilung Stahlwerk beschäftigt.

Das Andenken an unseren fleißigen, zuverlässigen Mitarbeiter und treuen Kameraden halten wir stets in Ehren.

Witten, den 21. Februar 1939

Am Mittwoch, dem 1. März 1939, verstarb unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Erich Römer

im Alter von 33 Jahren.

Der Verstorbene war seit Mai 1938 in unserer Abteilung B.B. V als Schlosser beschäftigt.

Das Andenken an unseren fleißigen, zuverlässigen Mitarbeiter und treuen Kameraden werden wir stets in Ehren halten.

Witten, den 4. März 1939

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten

Nachruf

Am 23. Februar 1939 verschied plötzlich und unerwartet unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Heinrich Riehl

Während seiner fast 26jährigen Tätigkeit als Maurer und Arbeiter in unserem Stahlwerk war er uns stets ein treuer Mitarbeiter und braver Arbeitskamerad, dessen Andenken wir in Ehren halten.

Am Freitag, dem 3. März 1939, verstarb unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Albus

im Alter von nicht ganz 24 Jahren.

Der Verstorbene war seit Dezember 1934 als Pinseler in unserer Koferei beschäftigt. Das Andenken an diesen braven, fleißigen Mitarbeiter und guten Arbeitskameraden werden wir stets in Ehren halten.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Heinrichshütte

Nachruf

Am 20. Februar 1939 verschied plötzlich an seinem Arbeitsplatz infolge Herzschlags unser langjähriges Gefolgschaftsmitglied, der Modellschreiner

Herr Peter Blesgen

im Alter von 61 Jahren.

Der Verstorbene stand seit dem Jahre 1912 in unseren Diensten.

Wir werden diesen pflichttreuen und gewissenhaften Arbeitskameraden stets in Ehren halten.

Am 20. Februar 1939 verschied plötzlich infolge Lungenentzündung unser Gefolgschaftsmitglied, der Bohrer

Herr Heinrich Jansen

im Alter von 38 Jahren.

Der Verstorbene stand seit April 1934 in unseren Diensten.

Er war ein pflichttreuer und gewissenhafter Arbeitskamerad, dessen Andenken wir in Ehren halten werden.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der
Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gelsenkirchener Gussstahlwerke

Für die mir aus Anlaß meines vierzigjährigen Dienstjubiläums erwiesene Aufmerksamkeit und Ehrung spreche ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus.

Gustav Köhle,
i. Fa. Gust. Brinkmann & Co., G. m. H.
Witten